



AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Ausgabe 01/2010 ISSN 1436-753X

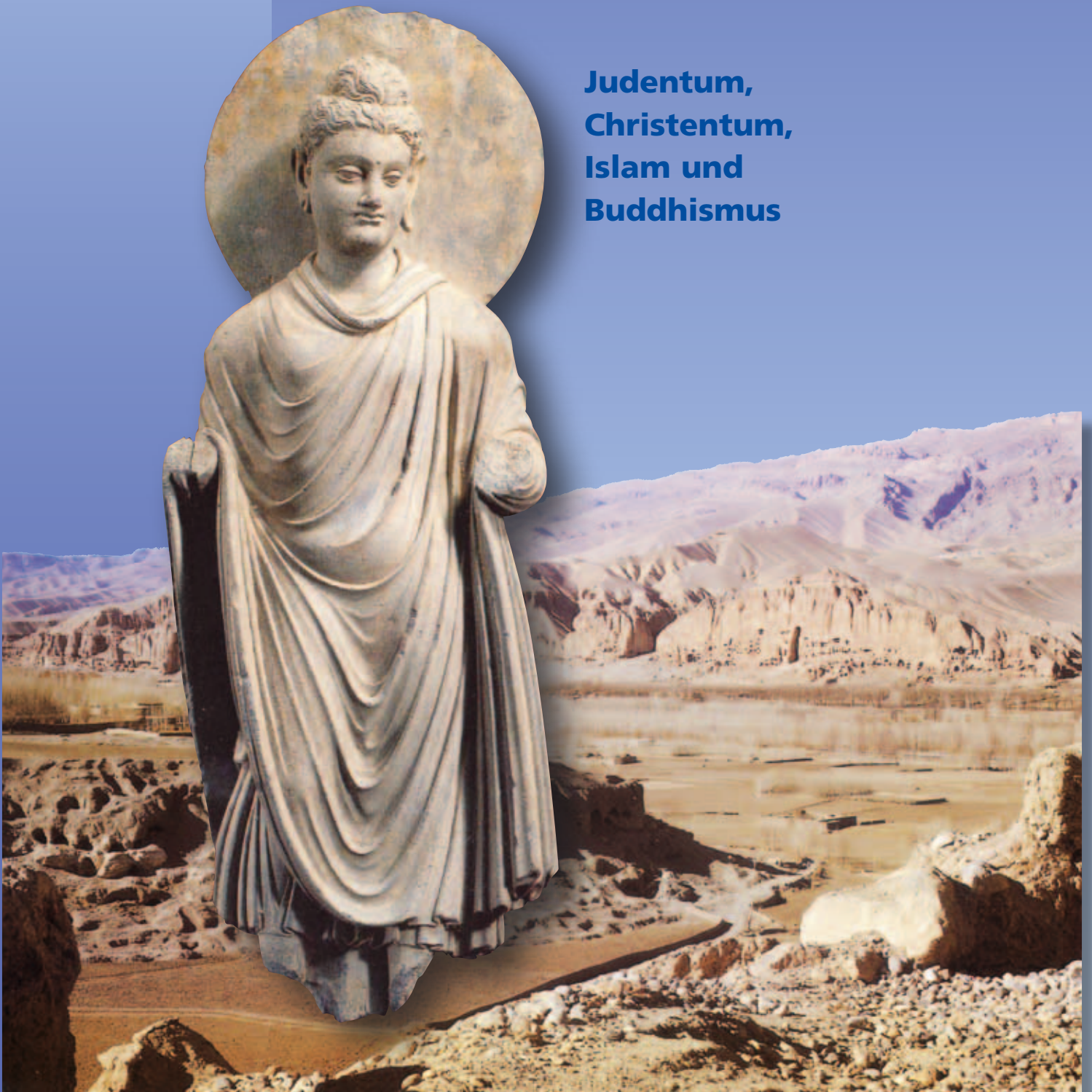


Schwerpunkt



Religionen der Welt

**Judentum,
Christentum,
Islam und
Buddhismus**





EDITORIAL

Religion, so vermerkt es der Stiftungsbrief unserer Akademie von 1759, sollte kein Gegenstand akademischer Forschung sein: galten den ersten Akademikern doch „Glaubenssachen“ wie die Jurisprudenz als ungeeignet für die Wissenschaft modernen Zuschnitts. Von der „zänkischen Theologie“ ist in den Briefen der Gründungszeit die Rede, von „Religions Controversien“, und eines der ersten Mitglieder urteilte bestimmt: „Glaubenssachen bleiben dunkel“. Seitdem hat sich viel verändert. Was damals als Streitthema galt, ist heute an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften fest etabliert, in der Gelehrten-gemeinschaft wie auch in den Kommissionen.



ARCHIV

Das Themenheft über „Religion“ gibt Einblicke in aktuelle Forschungen zu Judentum, Christentum, Islam und Buddhismus. Die Bandbreite reicht von der Situation der Rabbiner im Nachkriegsdeutschland (S. 10) über die Geschichte der Koranübersetzungen (S. 14) und Formen des protestantischen Fundamentalismus (S. 20) bis hin zu den spektakulären buddhistischen Handschriftenfunden in Pakistan und Afghanistan, deren Bedeutung mit derjenigen der Schriftrollen vom Toten Meer verglichen wurde (S. 24).

Daneben informiert Sie die Ausgabe auch über einige aktuelle Veränderungen: Neben der Satzungs-novelle (S. 5) und dem Fortschreiten der Digitalisierung (S. 8) ist hier vor allem ein Amtswechsel zu nennen: Nach drei Amtsperioden legte Klassensekretar Roland Z. Bulirsch sein Amt nieder (S. 4). Ihm gebührt mein großer Dank für sein vielfältiges Engagement, und zugleich darf ich den Chemiker Horst Kessler sehr herzlich als seinen Nachfolger begrüßen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Prof. Dr. Dietmar Willoweit
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

INHALT. AUSGABE 01/2010. HEFT 32

AKTUELL

- 4 Ein Wort des Dankes
- 5 Neue Akademiesatzung
- 8 Texte, Rechner und Strukturen
- 9 Ein OPAC für die Akademie

THEMA

- 10 Religiöser Wiederaufbau
- 14 Von Luther zu Rückert
- 18 „Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, – wir *müssen* es sein.“
- 20 Kampf gegen die Moderne
- 24 Gandhara –
wo Zeus und Buddha sich begegnen

FORSCHUNG

- 28 Barlaam und Josaphat
- 31 Religion auf verschiedenen Bühnen

PUBLIKATIONEN

- 34 Reichstag und Religion
- 38 Augenscheinkarten – eine Quelle für die Kulturgeschichte
- 42 Das Kochbuch für Maria Annastasia Veitin

LEBEN

- 44 Das Jubiläum in Bildern
- 48 Von Keilschrift und Nanotechnologie

PERSONEN

- 50 Musikgeschichte in Zusammenhängen
- 52 Kurz notiert
- 54 Neue Mitglieder 2010

TERMINE

- 57 April bis Juli 2010

INFO

- 58 Die Akademie im Überblick

ISAO KURITA: ANCIENT BUDDHIST ART SERIES:
GANDHARAN ART, 1990, VOL. 2, P. 76;
TAKAYASU HIGUCHI (ED.): BAMIYAN, VOL. 1, 1983, PLATE 1



Unser Titelbild

Das Titelbild zeigt einen stehenden Gandhara-Buddha in einem Mönchsgewand, das der römischen Toga nachempfunden ist. Im Hintergrund ist das Tal von Bamiyan in Afghanistan mit einer der beiden Felsnischen der monumental Buddha-Figuren zu sehen, die 2001 zerstört wurden.

Gestaltung: Tausendblauerwerk



AMTSWECHSEL

Ein Wort des Dankes

IM JANUAR 2010 ÜBERGAB ROLAND Z. BULIRSCH DAS AMT DES SEKRETARS DER MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICHEN KLASSE AN HORST KESSLER.



Amtswechsel in der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse: Roland Z. Bulirsch (links) und Horst Kessler.

VON GOTTFRIED SACHS

Roland Z. Bulirsch, seit 1991 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, wurde 1998 zum Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und zum Mitglied des Vorstandes gewählt. Seine Aufgaben hat er stets mit hohem Einsatz und großem Engagement wahrgenommen. Sein erfolgreiches Wirken für die Akademie verdient ein öffentliches Wort der Anerkennung und des Dankes.

Engagierter Klassensekretar und Mitglied des Vorstands

Der aus Reichenberg/Böhmen stammende Mathematiker, der zuletzt den Lehrstuhl für Höhere und Numerische Mathematik an der TU München innehatte, übte seine Sekretartätigkeit 12 Jahre lang aus. Seine ausgleichende Wesensart, die noble Zurückhaltung und ein weiter Bildungshorizont verschufen ihm rasch das Vertrauen der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klas-

se, die ihm 1998 in der Nachfolge von Otto Braun-Falco die Führung ihrer Geschäfte anvertraute. Mit Umsicht übte er seine Tätigkeit aus, er leitete die Sitzungen mit dem Ziel, dass sich die Klasse voll ihren wissenschaftlichen Aufgaben widmen konnte. Hier wie auch in seiner Position als Vorstand und Vizepräsident war die Akademie als eine Institution höchsten wissenschaftlichen Niveaus ihm stets ein zentrales Anliegen.

Roland Z. Bulirsch hat sich darüber hinaus noch auf vielfältige Weise in den Dienst der Akademie gestellt. Seit 1998 ist er Vorsitzender der Kepler-Kommission, deren Hauptaufgabe es ist, eine historisch-kritische, kommentierte Edition der Schriften und Briefe des Astronomen Johannes Kepler (1571–1630) zu erarbeiten. Besonders erfreulich ist, dass es 2009 zum 250-jährigen Jubiläum der Akademie gelang, mit dem in zwei Teilbänden erschienenen Band XXI,2 die Edition abzuschließen. Von seinen weiteren Aktivitäten, die aus Platzgründen nicht alle gewürdigt werden können, sei sein erfolgreiches Engagement im Jahr der Mathematik 2008 mit Veranstaltungen der Akademie in München und Berlin erwähnt. Besonders hervorzuheben ist auch der faszinierende Festvortrag, den er auf der Feierlichen Jahressitzung 2008 hielt.

Für seine wissenschaftliche Arbeit wurde Roland Z. Bulirsch mit einer Vielzahl von Preisen und Ehrungen ausgezeichnet. Hier seien nur exemplarisch mehrere Ehrendoktorate in- und ausländischer

Universitäten und der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst sowie Mitgliedschaften in mehreren wissenschaftlichen Akademien genannt. Eine ausführliche Würdigung seiner Verdienste findet sich in „Akademie Aktuell“ Heft 04/2007.

Der Nachfolger im Amt: Horst Kessler

Nachfolger im Amt des Klassensekretars ist der aus Suhl in Thüringen stammende Chemiker Horst Kessler, der unserer Akademie seit 1996 als ordentliches Mitglied angehört. Er war bis 2008 Lehrstuhlinhaber im Department Chemie der TU München und ist seitdem Carl von Linde Professor am Institute for Advanced Study. Seine Arbeitsgebiete umfassen das rationale Moleküldesign auf der Basis der Konformation, die Synthese und Struktur von Peptiden und Peptidmimetica und die Entwicklung und Anwendung von NMR-Techniken und Rechenverfahren zur Bestimmung von Molekülstrukturen.

Horst Kessler erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen, darunter mehrere hochrangige Preise für seine Forschungsergebnisse. Auch seine Kenntnisse und sein Rat sind sehr gefragt: In einer Reihe bedeutender wissenschaftlicher Gesellschaften, Gremien und Redaktionsleitungen ist er in verantwortungsvoller Funktion tätig.

Der Autor ist Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



NACHTRAG ZUM JUBILÄUMSJAHR

Neue Akademiesatzung

SPIEGELBILD DER AKADEMIE ZWISCHEN
KONTINUITÄT UND SELBSTORGANISIERTEM FORTSCHRITT

VON EVA
REGENSCHEIDT-SPIES

Am 23. Oktober 2009 hat die Bayerische Akademie der Wissenschaften eine Neufassung ihrer Satzung beschlossen. Wenn sich eine Akademie im Jahr ihres 250-jährigen Jubiläums zu einem solchen Projekt entschließt, verbinden sich damit naturgemäß gewisse Erwartungen. Zudem gehören Satzungsänderungen nicht zum Alltagsgeschäft von Akademien, neue Satzungen schon gar nicht. Für die Bayerische Akademie der Wissenschaften gilt das nicht erst, seit sie sich ihre Satzung selbst geben kann. Auch solange ihr Organisationsstatut durch königliche oder später durch staatliche Verordnung erlassen wurde, war die Verfassungsgeschichte der Akademie von Beständigkeit geprägt.

Die Akademiesatzung: ein Blick in die Geschichte

Nach der Stiftung im Jahre 1759 erlebte die Akademie allenfalls in den ersten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts in kurzen Abständen mehrere Änderungen ihrer Konstitution. Nach der Säkularisation verordnete König Max I. Joseph ihr mit Urkunde vom 1. Mai 1807 eine neue Verfassung, mit der er dem Institut [der Akademie] eine „sowohl seinem Stiftungszwecke, als den gegenwärtigen Verhältnissen angemessenere neue Einrichtung geben“ wollte. Die Akademie wurde von einer freien Gelehrtenvereinigung zur Staatsanstalt, deren ordentliche Mitglieder in der Regel als Beamte hauptamtlich in der Akademie tätig

waren. Vorerst sechs staatliche wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen wurden ihr als Attribute zugeordnet, weitere folgten.

Als es zunächst nicht gelang, die Universität von Landshut nach München zu verlegen, erhielt die Akademie am 23. Oktober 1823 neue Statuten, in denen sie als „wissenschaftlicher Verein“ bezeichnet und zur Lehranstalt wurde. Nicht einmal vier Jahre später erließ König Ludwig I. am 21. März 1827 zwei neue Verordnungen, mit welchen die Akademie – nachdem die Universität nun nach München verlegt worden war – wieder den Status einer Gelehrtenvereinigung erhielt und die Attribute verlor. Erstmals bekam sie das Recht, den Vorstand, wie der Präsident damals bezeichnet wurde, selbst zu wählen (ein Recht, das ihr der König mit Verordnung vom 22. November 1841 aber bereits wieder nahm).

Es vergingen fast 100 Jahre, bis das Gesamtministerium des Freistaats Bayern nach dem Ende der Monarchie und mehrjährigen Beratungen der Akademie am 18. Juni 1923 „unter Aufhebung der Allerhöchsten Verordnung vom 21. März 1827, die Akademie der Wissenschaften betreffend“ eine neue Organisation verordnete. Die Akademie erhielt das Recht auf Wahl ihres Präsidenten zurück.

Auch der Nationalsozialismus blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Akademieverfassung. Nur noch aus damaliger Sicht „geeignete“ Personen sollten Leitungsfunktionen in der Akademie bekleiden und

Mitglieder werden können. Diesem Ziel diente die Verordnung vom 10. Januar 1936 und auch die erstmals (!) von der Akademie selbst, wenn auch nach den Vorgaben des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Bernhard Rust erlassene Satzung vom 12. Juli 1939. Die Akademie verlor das Recht auf Wahl ihres Präsidenten wieder, auch die Abteilungssekretäre sollten durch den zuständigen Reichsminister ernannt werden, gleichzeitig erhöhte sich die Zahl der Mitglieder in jeder Abteilung von 24 auf 33. Der Akademie wurde lediglich das Recht eingeräumt, jeweils geeignete Persönlichkeiten vorzuschlagen.

Seit 1959 Körperschaft des öffentlichen Rechts

Mit Satzung vom 11. März 1946, die weitgehend wörtlich an die

Etappen ihrer Verfassungsgeschichte: die Akademiesatzungen von 1807, 1827 und 1939.



Regelungen der Satzung von 1923 anknüpft, wurden die alten Rechte der Akademie wieder hergestellt. Nach Übertragung des Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts am 20. November 1959, durch den sie das Recht selbständiger Haushaltsführung erhielt, gab sich die Akademie am 5. Mai 1961 eine neue Satzung. Jede Klasse konnte nun 45 ordentliche Mitglieder aufnehmen; die Regelung über die Durchführung der Mitgliederwahl, die als Verfahrensbestimmung seit Gründung der Akademie in der Geschäftsordnung ihren Platz hatte, wurde unverändert in die Satzung übernommen. Im Übrigen stellt auch diese Satzung in Aufbau und Inhalt eine überwiegend wörtliche Fortschreibung der Satzungen von 1923/1946 dar. So überrascht es nicht, dass z. B. bis heute die längst sinnentleerte, an die ehemaligen Attribute erinnernde Regelung gilt: „Die Akademie trifft die Bestimmung über die mit ihrer Unterstützung angelegten Sammlungen und angeschafften Apparate, insbesondere hinsichtlich der Überweisung an wissenschaftliche Sammlungen oder Anstalten des Staates.“

Seit 1961 und besonders in den vergangenen Jahren, in denen die wissenschaftlichen Einrichtungen raschen Veränderungen unterworfen waren, hat sich auch die Akademie, wenn auch von außen kaum wahrgenommen, tiefgreifend gewandelt. Wesentliche Geschäftsbereiche sind hinzugekommen, wie das Leibniz-Rechenzentrum, der gewachsene und veränderte, an heute allgemein gültigen Kriterien orientierte Forschungsbetrieb, das Akademienprogramm als Drittmittelforschungsprogramm mit offenem Antragsverfahren, das Förderkolleg sowie die Verwaltung dieser Bereiche. All das erforderte umfangreiche Anpassungen oder Ergänzungen sowie die Etablierung neuer Entscheidungsstrukturen, die – wenn auch

ohne satzungsmäßige Grundlage – in der Praxis weitgehend schon angewendet werden. Im Bereich der Gelehrten-gesellschaft zeigte sich Änderungsbedarf.

Dies ließ den Entschluss reifen, die Satzung unter Einbeziehung von Regelungen aus den Geschäftsordnungen der Akademie, für die wissenschaftlichen Kommissionen und für die Haushaltskommission voll zu überarbeiten. In der Sitzung am 23. Oktober 2009 verabschiedete das Plenum der Akademie die Neufassung nach ausführlicher Diskussion einstimmig.

Die neue Satzung unterscheidet sich von der geltenden schon optisch durch eine klare Gliederung in 12 Abschnitte mit Überschriften und eine vorangestellte Inhaltsübersicht. Inhaltlich werden bisher geltende Regelungen, soweit noch aktuell, im Sinne einer positiv verstandenen Kontinuität beibehalten. Zahlreiche neue Regelungen greifen jedoch tief in die bisherige Struktur der Akademie ein. Nur auf die Wichtigsten sei im Folgenden eingegangen.

Gelehrten-gesellschaft – Wahlverfahren

Zu ordentlichen Mitgliedern können nun Gelehrte gewählt werden, die ihren Wohnsitz *oder* Dienort innerhalb Bayerns haben. Damit wird den geänderten Verkehrs- und Lebensverhältnissen Rechnung getragen. An der Altersgrenze von 70 Jahren für die Entpflichtung von Mitgliedern (soweit nicht mit übernommenen Funktionen Pflichten verbundenen sind) wird ebenso festgehalten wie umgekehrt an dem aktiven und passiven Wahlrecht ohne Altersgrenze. Die Akademie gründet auf der ehrenamtlichen Tätigkeit ihrer Mitglieder. Sie will und kann aus guten Gründen darauf angesichts der Belastungen ihrer in den Universitäten und außeruniversitären For-

schungseinrichtungen aktiven Mitglieder und der sich verändernden Altersstruktur der Bevölkerung nicht verzichten. Mitwirkung schließt Mitbestimmung ein. In seinem Artikel „Aus der Gelehrten-gemeinschaft“, der in der Jubiläumsausgabe 02/2009 von „Akademie Aktuell“ erschienen ist, hat der Präsident der Akademie, Dietmar Willoweit, hierzu eindrucksvoll Stellung genommen.

Das Verfahren der Mitgliederwahl wird in einem wichtigen Punkt geändert. Es bestand bisher aus vier Schritten: Einreichung der Wahlanträge, Vorbesprechung und Vorwahl in aufeinander folgenden Klassensitzungen sowie Wahl im Plenum. Durch die Zusammenlegung von Vorbesprechung und Vorwahl auf eine Sitzung wird erreicht, dass beides von denselben Mitgliedern der Klasse und auf der Basis einheitlicher Informationen durchgeführt wird. Während es in der Vorwahl sowohl beim Quorum (Anwesenheit von zwei Dritteln der noch nicht entpflichteten Mitglieder) als auch bei der Dreiviertelmehrheit in der Abstimmung bleibt, reicht künftig für die Wahl durch das Plenum eine Zweidrittelmehrheit der Anwesenden. Die Einflussmöglichkeit von Sperrminoritäten, von der der Präsident in seinem oben erwähnten Artikel gesprochen hat, verringert sich dadurch.

Zuständigkeit für Angelegenheiten der Forschung

Klar herausgearbeitet wird in der neuen Satzung die Doppelnatur der Akademie als Gelehrten-gemeinschaft und Forschungseinrichtung. Zwar war die Akademie schon bisher beides. Die Kommissionen, vergleichbar kleinen bis mittleren wissenschaftlichen Instituten, waren bis in die jüngste Zeit mit ihren Forschungsunternehmungen zumeist dem Harnack-Prinzip entsprechend an ein Mitglied der

Akademie geknüpft. Die Verantwortung für die wissenschaftliche Arbeit der Kommission lag beim Kommissionsvorsitzenden und bei der Klasse. Mit der Einrichtung des von Bund und Ländern geförderten Akademienprogramms, in das zahlreiche dieser Forschungsunternehmungen überführt wurden, änderten sich jedoch sukzessive die Rahmenbedingungen: Konnten neue Forschungsvorhaben früher nur von Akademiemitgliedern angestoßen werden, so erforderten die Neuausrichtung des Akademienprogramms und dessen Öffnung für fremde Projekte sowie die Durchführung turnusmäßiger externer Evaluierungen die Etablierung neuer Verfahren in der Akademie; diese ließen sich nicht in die von den Klassen wahrzunehmenden Kernaufgaben der Gelehrtengemeinschaft integrieren. Die Zuständigkeit für Angelegenheiten der Forschung wird deshalb nun von den Klassen auf den Vorstand übertragen, die Entscheidungen werden durch einen Fachausschuss vorbereitet, und die Handlungsfähigkeit bleibt auch bei kurzfristig zu treffenden Entscheidungen durch eine Eilkompetenz gewährleistet.

Erhalten bleibt das Charakteristikum der Akademieforschung, die Betreuung und Verantwortung durch eine Kommission, die sich aus Akademiemitgliedern und externen Fachgelehrten zusammensetzt. Der Vorstand erhält außerdem das Recht, unmittelbar Anträge für die Zuwahl von Mitgliedern einzubringen, „soweit dies zur ordnungsgemäßen Erfüllung von Forschungsaufgaben der wissenschaftlichen Kommissionen erforderlich ist.“

Administration und Haushalt

Die Entwicklung der Akademie als außeruniversitäre wissenschaftliche Einrichtung nicht nur mit

akademietypischen Forschungsprojekten und zahlreichen sonstigen Drittmittelprojekten nationaler und ausländischer Zuwendungsgeber, sondern mit dem Walther-Meißner-Institut, das Forschung in der Tieftemperatur-Festkörperphysik auf höchstem Niveau betreibt, und mit dem Leibniz-Rechenzentrum als einem von drei nationalen Höchstleistungsrechenzentren mit Aktivitäten auch auf europäischer Ebene stellt auch die Verwaltung der Akademie vor wachsende Anforderungen. Dies gilt umso mehr, als der Präsident wie auch die anderen Mitglieder des Vorstands nur neben- bzw. ehrenamtlich tätig sind und die Generalsekretärin (resp. der Generalsekretär) kraft haushaltsrechtlicher Funktion als Beauftragte für den Haushalt eine beträchtliche Verantwortung trägt. Die bisherige Stellung, die darin bestand, den Präsidenten in der Geschäftsführung zu unterstützen und das Protokoll in den Plenarsitzungen zu führen, wird dieser Funktion nicht gerecht. Künftig gehört die Generalsekretärin oder der Generalsekretär dem Vorstand mit Stimmrecht in allen nicht ausschließlich wissenschaftlichen Angelegenheiten sowie dem Plenum mit beratender Stimme an und leitet die Verwaltung der Akademie.

Förderkolleg

Neu in die Satzung wurde das 2010 startende Förderkolleg aufgenommen, dessen Status innerhalb der Akademie, ihre Aufgaben, Organisation und Arbeitsweise einer rechtlichen Grundlage bedürfen.

Satzungsautonomie

Als Körperschaft des öffentlichen Rechts steht der Akademie das Recht zu, sich selbst eine Verfassung zu geben und diese zu ändern. Sie muss dabei die geltenden Gesetze beachten. Die Satzung und ihre Änderungen bedürfen der

rechtsaufsichtlichen Genehmigung des dafür zuständigen Wissenschaftsministeriums. Vorgaben gibt es im Bereich der Haushaltsaufstellung, die der abgestimmten Genehmigung der Vertreter sowohl des Wissenschaftsministeriums als auch des Finanzministeriums in der Haushaltskommission der Akademie bedürfen. Es gibt jedoch kein Akademiegesez, das wie das Bayerische Hochschulgesetz für die Universitäten den Regelungsspielraum von außen eingrenzt. Den Möglichkeiten einer solchermaßen weit gesteckten Gestaltungsfreiheit hat die Akademie wie schon in den Satzungen von 1939 und 1946 auch in der Satzung von 1961 aber selbst ein bewahrendes Element in Form eines Quorums für die Beschlussfähigkeit und einer qualifizierten Mehrheit für Beschlüsse über Änderungen der Satzung in den Weg gestellt: „Die Zahl der hierbei in der Plenarsitzung Anwesenden muss mindestens Dreiviertel der Zahl der ordentlichen zur Teilnahme verpflichteten Mitglieder betragen. Der Beschluss bedarf einer Dreiviertelmehrheit der Anwesenden.“

Die neue Satzung wird Änderungsbestrebungen in der Zukunft erleichtern. Sie stärkt das Selbstbestimmungsrecht künftiger Akademiemitglieder, indem sie auf ein Quorum verzichtet und eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen der Anwesenden für die Beschlussfassung ausreichen lässt. Formuliert der Präsident in seinem Artikel in der Jubiläumsausgabe von „Akademie Aktuell“ „vorläufige Antworten auf oft gestellte Fragen“, so gibt die neue Satzung der Akademie in diesem Sinne gegenwärtig gültige, aber keine endgültigen Antworten.



Die Autorin ist Generalsekretärin der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Hinweis

Die neue Satzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften finden Sie unter www.badw.de/akademie/statuten/

DIGITALISIERUNG

Texte, Rechner und Strukturen

EINE ARBEITSGRUPPE DENKT
ÜBER NEUE WEGE DER
DIGITALISIERUNG NACH.



Oben: BADW digital – das Akademie-Portal, das auf die bislang schon digital betriebenen Akademie-Projekte hinführt. Hier ist für die Zukunft eine starke Entwicklung vorgesehen.

VON MARKUS WESCHÉ

Seit eineinhalb Jahrzehnten sind auch die letzten Schreibmaschinen in der Akademie abgewrackt. Elektronische Arbeitsweisen haben sich durchgesetzt, die Rechner sind von Jahr zu Jahr leistungsstärker geworden, gewachsen wie die Kinder der Mitarbeiter. Textprogramme werden immer klüger und nehmen einem schon das Wort vorweg aus den Fingern. Schöne Neue Welt!

Eine Art elektronischer DNA

Wenn dies nur schon alles wäre! Die Produkte, die von diesen Maschinen hergestellt werden, sind in der Regel viel komplexer als sie aussehen, wenn sie schließlich in Buchform vorliegen. Elektronische Daten sind vielfältig verwendbar, lassen sich also nicht nur zwischen zwei Buchrücken pressen, sondern können schneller als der Wind durch die Datennetze flutschen und wie ein Geist aus der Flasche die verschiedensten Formen annehmen, ohne an Substanz zu verlieren. Den Umstand, dass elektronische Daten Primärdaten sind, eine Art elektronischer DNA, haben auch der Wissenschaftsrat und die Geldgeber des Akademienprogramms bedacht und die Akademienunion beauftragt, ein Gesamtkonzept zu entwickeln. Die Frage ist: Wie (und

mit wie viel Geld) können die Ergebnisse der Akademien – die meisten bislang nur gedruckt – jedem Interessenten aus Wissenschaft und Gesellschaft durch das Internet verfügbar gemacht werden? Technisch möglich ist dies, doch bedarf es zusätzlicher Anstrengungen, Daten für den Buchdruck umzuwandeln in Publikationsformen für das Internet.

Digitale Datenpflege – eine neue Aufgabe

Die Daten-Metamorphose ist Sache derer, die die Daten am besten kennen: der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Projekten. Nur müssen sie die Daten auf andere Weise strukturieren als bisher. Festgezurrte Projektlaufzeiten aus vergangenen Zeiten schränken die Energien für die Metamorphose jedoch erheblich ein, nur bei neuen Projekten wird die Aufgabe nachhaltiger digitaler Datenpflege schon bei der Finanzierung in Form von zusätzlichen Personalstellen einberechnet. Aufgabe unserer Akademie ist es jetzt, personelle Ressourcen und Expertenwissen zu entwickeln und zu bündeln, um die Digitalisierung auf breiter Front – auch retrospektiv – möglich zu machen. Eine Umstrukturierung von Daten erfordert neue Strukturen von Manpower. Hierzu hat der Akademievorstand Ende 2009 eine Arbeitsgruppe unter der Leitung

des Vorstandsmitglieds Arnold Picot ins Leben gerufen. Sie soll zunächst die Aufgaben abschätzen, die auf die Akademie zukommen. Fest eingebunden ist dabei das Expertenwissen der Bayerischen Staatsbibliothek, einer der weltweit angesehensten Institutionen bei der Digitalisierung geisteswissenschaftlicher Vorhaben. In einem ersten Schritt hat die Arbeitsgruppe Fragebögen versandt, um den Stand der digitalen Arbeits- und Bestandhaltungsmethoden in den Projekten festzustellen. Die deutliche Zustimmung zur Befragung zeigt, dass Bedarf nach der Lösung digitaler Probleme besteht. Es zeichnet sich nach der Auswertung ab, dass neue Wege der Datenhaltung auf die Projekte zukommen werden.

Wie wichtig der Akademie die Digitalisierung ist, hat sie mit einer unspektakulären Maßnahme gezeigt: Seit Ende 2009 gibt es auf der Webseite die Rubrik „BADW digital“, die bisher schon betriebene digitale Angebote bündelt. Hier wird ein Weg eingeschlagen, der optimistisch in die Zukunft blicken lässt.

Der Autor ist Sekretär der Arbeitsgruppe Digitalisierung und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“.

NEUORDNUNG

Ein OPAC für die Akademie

IM RAHMEN EINER WEIT REICHENDEN REORGANISATION DER AKADEMIE-BIBLIOTHEK GING AM 15. DEZEMBER 2009 DER NEUE ALLEGRO-OPAC ONLINE.

VON KLAUS KEMPF

Seit ihrer Gründung vor über 250 Jahren pflegt die Akademie eine enge Verbindung zur Bayerischen Staatsbibliothek (BSB), die seit dem 19. Jahrhundert die *eigentliche* Bibliothek der Gelehrteneinrichtung ist. Alle Mitglieder bzw. Mitarbeiter der Akademie sind insoweit „geborene“ Nutzer der BSB. Traditionell gibt es am Sitz der Akademie in der Residenz auch eine zentrale Handbibliothek, zu deren Betreuung die BSB eine(n) Bibliothekar(in) abstellt. In den Räumen einzelner Kommissionen sind ferner hochspezialisierte Bibliothekseinheiten untergebracht. Es ist ein gemeinsames Anliegen von Akademie und BSB, die Bibliothek mit einem zeit- und technikgemäßen Katalog, einem OPAC, auszustatten. Dieser Akademie-OPAC wurde am 15. Dezember 2009 im Rahmen einer weit reichenden Reorganisation freigeschaltet.

Räumliche Grenzen

In der Bibliothek sind die Veröffentlichungen der Akademie und ihrer Kommissionen sowie Werke weiterer deutschsprachiger Akademien, aber auch allgemeine und spezielle Nachschlagewerke frei zugänglich aufgestellt. Im Frühjahr 2008 waren die Stellflächen weitgehend erschöpft, eine Neuordnung und damit eine partielle Verlagerung von weniger genutzten Beständen war daher unumgänglich. Die bestehende Aufstellungsordnung (Systematik) wurde gründlich überarbeitet, mit Blick auf den

geplanten Katalog wurde auch ein Signatursystem entwickelt.

Schriftentausch

Zeitlich überlappend mit den Ordnungs- und Räumarbeiten begann die Umstrukturierung der bibliothekarischen Arbeitsabläufe. Durch den Schriftentausch mit zahlreichen Akademien, Universitäten und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen des In- und Auslandes erhält die BAAdW jährlich rund 3.000 Werke von ca. 750 Tauschpartnern aus 63 Ländern. Diese werden an die BSB abgegeben und dort für Nutzer verfügbar gemacht. Den Schriftentausch bzw. alle damit zusammenhängenden Arbeiten besorgen Mitarbeiter der BSB. Die Verwaltung des Schriftentausches wurde nunmehr automatisiert. Ein Nebeneffekt dieser Umstellung ist die Möglichkeit, eine Mahnroutine für ausstehende Zeitschriftenhefte und Jahrbuchbände einzurichten.

Für die Bibliothek existierte bisher nur ein Karten-Teilkatalog. Es war ein dringlicher Wunsch der Akademie, ein dem aktuellen Stand der Informationstechnologie entsprechendes Katalogsystem zu erhalten. Dazu trat die Akademiebibliothek als eigenständiges Mitglied dem Bibliotheksverbund Bayern (BVB), einem der größten regionalen Verbundsysteme im deutschsprachigen Raum, bei. Damit ist ein effizientes (online) Katalogisieren der Bestände unter weit gehender Fremddatennutzung möglich. Im April 2009 begann die Erfassung des im Lesesaal befindlichen Bestands der Bibliothek. Bis Ende 2009 wurden

rund 10.000 selbstständig erschienene Titel in den Bayerischen Verbundkatalog aufgenommen und mit Signaturen versehen.

Der neue „Allegro-OPAC“

Der lokale Online-Katalog (OPAC) basiert auf einem vom BVB selbst entwickelten und von ihm auch betreuten Allegrosystem. Die Verbundzentrale erstellte im Dezember 2009 aus der zentralen Verbunddatenbank einen ersten Katalogabzug mit den bis zu diesem Zeitpunkt dort erfassten bibliographischen Einheiten und speiste sie in das lokale Allegrosystem ein. Der OPAC der Akademiebibliothek war geboren. Der Katalog ist auf der Homepage der Akademie über die Rubrik „BAAdW digital“ 24 Stunden täglich erreichbar. Er weist neben Beständen aus der Akademiebibliothek (Sigel BAW01) bereits auch die Bestände der Kommission für bayerische Landesgeschichte (Sigel KBL01) nach.

Ausblick

Der Aufbau des lokalen Online-Katalogs war ein wichtiger Schritt. Die Reorganisation soll nun konsequent weitergeführt werden, indem langfristig alle Bestände in der Akademie, ihrer Depots und Kommissionen im OPAC verzeichnet werden. Schließlich gilt es, die wichtigsten urheberrechtsfreien Volltextdokumente oder diejenigen, bei denen die BAAdW das Urheberrecht selbst besitzt und die sehr häufig nachgefragt werden, zu digitalisieren und über das Internet zugänglich zu machen.

Der Autor ist Leitender Bibliotheksdirektor an der Bayerischen Staatsbibliothek und im Nebenamt Bibliothekar der Akademie. Der Beitrag entstand unter Mitarbeit von Karin Schwenke, Mitarbeiterin der BSB und seit Frühjahr 2008 Bibliothekarin an der Akademie.



JUDENTUM

Religiöser Wiederaufbau

RABBINER IM NACHKRIEGSDEUTSCHLAND –
ZU EINEM FORSCHUNGSPROJEKT AN DER LMU MÜNCHEN.

VON MICHAEL BRENNER

Wer ein Haus baut, will bleiben.“ Seit Salomon Korn diese Worte anlässlich der Einweihung des nach seinen Plänen gebauten Frankfurter Gemeindezentrums am 14. September 1986 sprach, sind sie immer wieder zur Charakterisierung der sich wandelnden Situation der Juden Deutschlands gebraucht worden. Doch auch in den ersten Nachkriegsjahrzehnten lebten die deutschen Juden nicht ohne ein Dach über dem Kopf. Nimmt man Korns Satz ernst, so bildeten die fünfziger und sechziger Jahre eine Zeit des Sesshaftwerdens der jüdischen Gemeinden in Deutschland. In diesem Zeitraum wurden über 40 Synagogen und Betsäle errichtet und zwei Vorkriegssynagogen wiederaufgebaut. Tatsächlich fiel der Satz Korns bereits in dieser Zeit, nämlich bei der Eröffnung der Hamburger Synagoge 1960, als der Hamburger Bürgermeister Max Brauer feststellte: „Ein Haus errichtet man nicht für einen flüchtigen Aufenthalt. Ein dem Dienst am Höchsten gewidmetes Bauwerk schafft nur, wer den festen Willen zum Bleiben hat.“

Die ersten beiden deutschen Nachkriegssynagogen entstanden außerhalb des damaligen Gebiets der Bundesrepublik. 1950 fand die Einweihung der zur neuen Synagoge umgebauten ehemaligen Leichenhalle auf dem Friedhof in Dresden statt, ein Jahr später wurde in Saarbrücken, das zum autonomen Saargebiet gehörte, der erste Synagogenneubau eröffnet. Die erste Synagoge in der Bundesrepublik



J. WIEGELS

wurde wenig später, 1952, in Stuttgart eingeweiht und knüpfte an die demokratischen Traditionen der Bauhaus-Architektur an.

Die neuen Bauten dienten nicht nur dem Gebet, sondern erfüllten auch zunehmend Funktionen für das gesellige Beisammensein der Älteren sowie für Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen. So wurde zwar die Synagoge in der Kölner Roonstraße 1959 wieder eingeweiht, doch war nun der eigentliche Betraum wesentlich kleiner als vor der Zerstörung, dafür wurde ein Gemeindezentrum integriert. Dass die Einweihung einer Synagoge im Nachkriegsdeutschland auch von jüdischer Seite skeptisch beäugt wurde, wurde in Köln in der Grußadresse des Leiters der Israel-Mission deutlich, der klarstellte, diese Synagoge möge lediglich „eine Vorstufe für das Zusammenleben künftiger

Generationen in Israel“ sein. Der Gemeinderabbiner rechnete wohl mit derartigen Aufforderungen, als er in seiner Einweihungsrede diesen Einwänden vorsichtig entgegnete: „Auf den Einwand unserer Brüder und Schwestern im Ausland: ‚Wird dieser Neuaufbau nicht morgen wieder in Flammen aufgehen?‘ erwidern wir: Eure Befürchtungen sind auch die unsrigen. Unsere jüdische Pflicht fordert jedoch – seit der Wüstenwanderung – von uns: ein Zelt dem Ewigen aufzuschlagen, wo immer wir auch sein mögen.“ Anlässlich der Einweihung der neuen Düsseldorfer Synagoge 1958 hatte der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, Hendrik George van Dam, angemahnt: „Die äußere Form wird durch Bauten geschaffen, und wir wünschen der jüdischen Gemeinschaft in Düsseldorf, daß es ihr gelingen möge, sie mit geistigem Leben zu erfüllen.“

Die 1958 eingeweihte Synagoge in Düsseldorf.



Synagogen mit Leben füllen

Es war in der Tat leichter, Synagogen zu bauen, als diese mit Leben auszufüllen. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren hatte sich im von den Alliierten besetzten Deutschland, vor allem in der amerikanischen Zone, vorübergehend etwa eine Viertel Million jüdischer Holocaustüberlebender aus Osteuropa aufgehalten, die bald nach der Staatsgründung Israels 1948 bzw. im Zuge der Lockerung amerikanischer Immigrationsbestimmungen Deutschland verließen. Zurück blieben Gemeinden von etwa 25.000 Juden in der Bundesrepublik und 2.500 in der DDR. Viele von ihnen saßen auf den sprichwörtlichen „gepackten Koffern“ und planten ihre eigene Zukunft oder die ihrer Kinder außerhalb der „blutgetränkten“ Erde Deutschlands. Dem religiösen und geistigen Wiederaufbau der Gemeinden wurde daher oftmals keine Priorität eingeräumt.



SHARON ADLER

Eine der ersten Rabbinerinnen in Deutschland:
Elisa Klapheck
(Frankfurt am Main).

Viele Gemeinden waren zu klein, um wöchentliche Gottesdienste abhalten zu können, und beschränkten sich auf die Gebete an den Feiertagen. Anderen fiel es schwer, geeignete Vorbeter zu finden. Rabbiner gar erwiesen sich als Mangelware. Während der Weimarer Republik hatte es in Deutschland mehrere hundert Rabbiner gegeben, die in drei Rabbinerseminaren ausgebildet worden waren. Jede größere Gemeinde hatte liberale und orthodoxe Rabbiner, welche die unterschiedlichen Auffassungen der Gemeindeglieder vertraten.

Rückkehr mit Zweifeln

Nach dem Krieg gab es zwar noch eine Vielzahl deutschsprachiger Rabbiner, aber nur wenige entschlossen sich zu einer Rückkehr aus dem Exil. Diese vertraten zumeist ein ganzes Bundesland, amtierten zusätzlich oft noch als Religionslehrer oder Kantor und mussten liberalen und orthodoxen Juden zugleich dienen. Manche kehrten Deutschland bald wieder enttäuscht den Rücken. Der erste Frankfurter Nachkriegsrabbiner Dr. Leopold Neuhaus wanderte bereits 1946 in die USA aus, sein Nachfolger Dr. Wilhelm Weinberg erklärte in seiner Abschiedspredigt im November 1951: „... auch die politisch Blinden merken es allmählich, daß durch die deutschen Lande wieder jene Gestalten geistern, die für die reibungslose Durchsetzung der braunen Ordnung und des nazistischen Weltoberungszuges gearbeitet haben ...“.

Neuhaus war nicht der einzige Rabbiner im Nachkriegsdeutschland, der die Zukunftsaussichten jüdischen Lebens in Deutschland bezweifelte. Selbst diejenigen Rabbiner, die nach Deutschland zurückkehrten, mussten wie der junge Nathan Peter Levinson aus Berlin feststellen, dass sie zwar in die gleiche Stadt kamen, doch keineswegs in die gleiche jüdische Gemeinde,

die sie verlassen hatten. So machte Levinson, der länger als jeder andere Rabbiner in Deutschland (in Berlin, Baden und Hamburg) wirken sollte, bereits in seiner Antrittspredigt deutlich, dass es keinerlei Kontinuität jüdischen Lebens mit dem Berlin, das er als junger Rabbinatsstudent verlassen hatte, geben könne: „Berlin war nicht Berlin, Berlin waren seine Menschen. Ich frage mich, wo sind diese Menschen? Wo die Alten und wo die Jungen, die Kinder und die Frauen, die Rabbiner und die Weisen, die ich einst so geliebt hatte? Sie sind grausam aus dieser Stadt herausgerissen worden, mit Brutalität und Unmenschlichkeit und sie sind nicht wiedergekommen.“

In der geistigen Wüste

In kleineren Städten als Berlin amtierten zunächst entweder gar keine Rabbiner, oder sie blieben oft nur vorübergehend. Der früher im ostpreussischen Elbing amtierende Siegbert Neufeld wurde 1951 von der Israelitischen Religionsgesellschaft Württembergs angestellt. In einem Rückblick auf seine Tätigkeit in Stuttgart betonte Neufeld vor allem seine anfängliche Isolation als Rabbiner in Deutschland zu Beginn der fünfziger Jahre: „In der langen Zeit, in der ich fast allein in Deutschland war, wurde ich häufig, zum Teil auch telegrafisch oder telefonisch, aus den verschiedenen Gemeinden Deutschlands um religiöse Auskünfte gebeten. Ich spürte manchmal das Verlangen, mich mit einem Kollegen auszusprechen, aber es war keiner da.“

Auch 1960 amtierten erst sieben offizielle Gemeinderabbiner in den über 70 jüdischen Gemeinden Deutschlands, hinzu kam noch eine Handvoll in Osteuropa ausgebildeter Rabbiner in den bayerischen Gemeinden, die vor allem aus ehemaligen „Displaced Persons“ osteuropäischer Herkunft bestan-

Literaturhinweise

M. Bodemann, „Ich verlasse dieses Land in Verbitterung, doch vor keinem Volke darf man die Fensterläden zuschlagen ...“ Zur Abschiedspredigt von Rabbiner Dr. Wilhelm Weinberg (1901–1976) in Frankfurt am Main am 11. November 1951, in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, 1995.

A. Brämer, Die Gründung der „Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik“, in: Susanne Schönborn, *Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945*, 2006.

M. Brenner, *Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945-1950*, 1995.

P. Honigmann, Die Gründung der „Vereinigung für Thoratreues Judentum“ 1954 in Fürth, in: *Nachrichten für den Jüdischen Bürger Fürths*, 1994.

N. P. Levinson, *Ein Rabbiner in Deutschland*, 1987.

S. Neufeld, „Die Gründung der Rabbinerkonferenz in Deutschland“, in: *Udim. Zeitschrift der Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik Deutschland* 1, 1970.

den. Trotz dieser kleinen Zahl von Rabbinern gelang es ihnen bald, sich zu organisieren. Eine führende Rolle fiel hierbei dem Landesrabbiner von Hessen, Isaac Emil Lichtigfeld, zu. Er wurde Vorsitzender der sich im März 1957 konstituierenden Rabbinerkonferenz in der Bundesrepublik. Zweck dieser Organisation war die Koordination aller religiösen und sozialen Aufgaben der Rabbiner. Ein rabbinisches Gericht sollte zur Klärung der religionsgesetzlichen Streitfragen regelmäßig zusammentreten.

Deutsche und ostjüdische Rabbiner

Während es der Rabbinerkonferenz gelang, orthodoxe und liberale Rabbiner zusammenzuführen, blieben die traditionellen Rabbiner der osteuropäisch geprägten Gemeinden Bayerns dem Zusammenschluss fern. Unter spiritueller Führung des Fürther Rabbiners David Kahane Spiro, der vor dem Krieg jüngstes Mitglied des Warschauer Rabbinerkollegiums gewesen war und 1945 im KZ Dachau befreit wurde, etablierten sie 1954 ihre eigene „Vereinigung für Thoratreues Judentum“, die jedoch keinen dauerhaften Bestand hatte. Der Münchner Rabbiner Samuel A. Snieg begründete sein Fernbleiben von der Rabbinerkonferenz damit, „daß diese Organisation übereilt geschaffen worden ist“ und dass ihr Mitglieder angehörten, die keine Befähigung hätten, in wichtigen Fragen, wie etwa dem jüdischen Scheidungsrecht, zu bestimmen. Während die osteuropäischen Mitglieder ihren deutsch-jüdischen Kollegen vorwarfen, im rabbinischen Recht nicht versiert genug zu sein, fürchteten diese, dass die osteuropäischen Rabbiner die Gemeinden nicht nach außen vertreten könnten.

In diesen Konflikten kamen auch die unterschiedlichen Auffassungen vom Rabbineramt zum Ausdruck.

Zwar hat der Rabbiner – im Gegensatz zu christlichen Geistlichen – niemals die Funktion eines Priesters und wird auch nicht als Mittler zwischen Mensch und Gott betrachtet. Doch während er für die liberalen Juden vor allem Seelsorger und Vorbeter im Gottesdienst ist, sehen die orthodoxen Juden im Rabbiner in erster Linie den Schriftgelehrten, dessen Rat in religiösen Rechtsfragen anerkannt ist.

Übertritte zum Judentum

Zu den Aufgaben der Rabbiner im Nachkriegsdeutschland gehörte es, sich mit den Übertrittsgesuchen zum Judentum auseinanderzusetzen. Die kleine jüdische Gemeinschaft in Deutschland hätte sich in den ersten Nachkriegsjahren wohl verdoppeln können, hätte sie alle Übertrittsgesuche, die ihr von nichtjüdischen Deutschen vorlagen, positiv beantwortet. Bereits im Juni 1946 lagen allein der jüdischen Gemeinde Berlin, die damals 7.000 Mitglieder zählte, 2.500 Aufnahmegesuche vor. 1946 beschäftigte sich in Berlin eine eigene Gemeindekommission ausschließlich mit der Frage von Übertritten. Diese konnte jedoch nur wenig Konkretes beschließen, da zu diesem Zeitpunkt noch kein Gemeinderabbiner angestellt war, der die Konversion hätte vornehmen können. Der spätere Gemeinderabbiner Nathan Peter Levinson resümierte über seine Berliner Amtszeit in Berlin: „Die Aufgabe des Befragens und des Bearbeitens von Anträgen für Übertrittswillige machte eine der Hauptaufgaben des Rabbiners zwischen 1948 und 1953 aus.“ Während anfangs vorwiegend Juden, die aus dem Judentum ausgetreten waren, nichtjüdische Ehepartner von Juden sowie deren Kinder um Aufnahme suchten, erweiterte sich der Kreis in den nächsten Jahren erheblich. In der Rückschau charakterisierte Levinson die Übertrittswilligen folgendermaßen: „Die einen traten

aus Überzeugung über, für die anderen war das der Protest gegen die Nazizeit, sich als Verfolgter zu identifizieren; andere wiederum aus Opportunismus, um Care-Pakete zu bekommen, auch das gab es. Und dann die Verrückten, die von einer Religion zur anderen wechselten. Es gab einen Fall von jemandem, der sich selbst beschnitten hat und daran beinahe verblutet ist.“

Tora, Hammer und Sichel

In der DDR amtierte mit Martin Riesenburger ein Rabbiner, dessen rabbinische Ordination in Frage stand. Riesenburger hatte zwar an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums studiert, war dort aber nicht als Rabbiner ordiniert worden. Er hatte während des Krieges als Seelsorger im Jüdischen Altersheim gearbeitet und konnte zahlreiche Torarollen, Gebetsbücher und andere Ritualgegenstände auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee verstecken und so vor der Vernichtung retten. In Anerkennung um seine Verdienste beim Wiederaufbau der Ost-Berliner Gemeinde, und wohl auch aus Mangel an anderen Kandidaten, wurde er zunächst Rabbiner der Gemeinde in Ost-Berlin und 1961 auch Landesrabbiner der DDR. Riesenburger hatte zweifellos seine Verdienste bei der religiösen Betreuung der Gemeinden, erwies sich aber auch als ein williges Werkzeug des SED-Staats. Nach seinem Tod 1965 folgte ihm für vier Jahre mit Ödön Singer ein ungarischer Rabbiner. Von 1969 an verblieben die mittlerweile auf 1.000 Mitglieder geschrumpften jüdischen Gemeinden der DDR ohne Rabbiner.

Rabbiner als Gemeindeangestellte

Als Gemeindeangestellte waren alle Rabbiner von den gewählten Gemeindevorständen abhängig, was Kompetenzgerangel nicht



Veränderungen nach 1989

Um diesen Missstand zu lindern gründete der Zentralrat der Juden in Deutschland 1979 die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, die u. a. der Vorbereitung zur Rabbinerausbildung dient. In den ersten 30 Jahren ihres Bestehens hat die Hochschule allerdings nur wenige später in Deutschland amtierende Rabbiner, dafür mehr wissenschaftliches Personal sowie Religionslehrer für jüdische Gemeinden ausgebildet. Mit dem liberalen Abraham Geiger Kolleg in Potsdam 1999 sowie im Rahmen der orthodoxen Lauder-Jeschiwa in Berlin 2009 entstanden zwei weitere Rabbinerseminare. Diese Initiativen spiegeln die neue Situation der jüdischen Gemeinden wider, deren Mitgliederstand aufgrund der Einwanderung aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion von 30.000 im Jahr 1990 auf etwa 110.000 zwanzig Jahre später angewachsen ist. Dementsprechend ist die Zahl der in Deutschland amtierenden Rabbiner im gleichen Zeitraum von 15 auf 70 gestiegen. Dabei ist eine enorme Differenzierung zu beobachten. Auf der einen Seite nahm die Zahl liberaler Rabbiner, zu denen seit 1995 auch einige Frauen zählen, ständig zu; auf der anderen Seite amtieren heute auch 14 Rabbiner der ultraorthodoxen Chabad-Lubawitsch-Bewegung in Deutschland, die 2007 ihr eigenes Erziehungszentrum mit Grundschule in Berlin eröffnet hat.

Eine Rabbinerpersönlichkeit wie Abraham Geiger, Samson Raphael Hirsch oder Leo Baeck ist indes nach der Schoa nicht wieder entstanden. Wenn von der Normalisierung deutsch-jüdischen Lebens heute viel die Rede ist, so sollte man dies nicht vergessen. Ein neues deutsches Judentum muss sich auch an seiner geistigen Führung messen lassen.

PICTURE-ALLIANCE/DPA

Erste Rabbinerordination in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg: Rabbiner Walter Jacob (rechts), Präsident des Abraham Geiger Kollegs, führte die Ordination am 14. September 2006 in der Synagoge Dresden gemeinsam mit Malcolm Mattitiani (Südafrika) durch.

ausschluss. Diese eskalierten, wenn die Rabbiner sich in politische Angelegenheiten oder die Gemeindevorstände sich in halachische (religionsgesetzliche) Fragen einschalteten. Als der Berliner Rabbiner Levinson als Reaktion auf die Vernehmungen und Verhaftungen jüdischer Funktionäre in der DDR Anfang 1953 die dort lebenden Juden dazu aufrief, das Land zu verlassen, wurde er von seinem Gemeindevorsitzenden Heinz Galinski entlassen. Umgekehrt betrachteten es die Rabbiner als ihre Aufgabe zu entscheiden, wer Gemeindeglied werden konnte. Doch wollten dies auch viele Gemeindevorstände selbständig regeln. Der Landesrabbiner von Baden, Robert Raphael Geis, beklagte sich 1957 in einem Schreiben an den Vorsitzenden der Rabbinerkonferenz, dass sich Gemeindeführer „das Recht der religiösen Entscheidung und Repräsentanz bei völliger Unwissenheit vielfach anmaßen.“

Der Zentralrat machte gegenüber der Rabbinerkonferenz unmissverständlich klar, dass sie sich in keinerlei öffentliche Angelegenheiten einzumischen habe und dass allein der Zentralrat mit den deutschen Behörden zu verhandeln habe. In einer Brandrede vor der Ratsversammlung des Zentralrats beklagte sich Rabbiner Lichtigfeld darüber, dass die Rabbiner als bloße Gemeindeangestellte angesehen werden, keine ausreichende materielle Unterstützung erfahren und

zu einer „bloßen Scheinexistenz“ degradiert werden: „Ich möchte behaupten, was ich schon vor Jahren bei einer Zentralratssitzung gesagt habe: Die Rabbiner sind in Deutschland genau dasselbe wie in England die Kinder, sie dürfen gesehen, aber nicht gehört werden.“ Gehört wurden die Rabbiner in der breiteren Öffentlichkeit tatsächlich selten. Bei offiziellen Anlässen fungierte der Vorsitzende oder der Generalsekretär des Zentralrats als offizieller Vertreter der in Deutschland lebenden Juden, nicht aber der Vorsitzende der Rabbinerkonferenz.

In den siebziger und achtziger Jahren wurden die Rabbiner in Deutschland noch weiter marginalisiert. Die Generation der noch in Deutschland geborenen Rabbiner wurde langsam durch jüngere Rabbiner ersetzt, die, mangels eines Rabbinerseminars in Deutschland, aus dem Ausland stammten, nur selten Deutsch sprachen und mit den Gepflogenheiten deutsch-jüdischen Lebens wenig vertraut waren. Sie kamen zumeist aus Israel und kehrten nach einigen Jahren wieder dorthin zurück. Im Gegensatz zu den so genannten „Doktor-Rabbinern“ aus dem Vorkriegsdeutschland, die neben ihrer Rabbinerausbildung an einer deutschen Universität promoviert wurden, haben die in Israel ausgebildeten Rabbiner selten an Universitäten studiert. Zudem sind sie oftmals wesentlich orthodoxer als die Gemeinden, die sie vertreten.

Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München und seit 2009 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Er leitet das von der VolkswagenStiftung finanzierte Projekt „Juden in der Bundesrepublik nach 1945“ und hat u. a. die Bücher „Kleine Jüdische Geschichte“ (2008), „Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–1950“ (1995) sowie „Geschichte des Zionismus“ (2002) veröffentlicht.

ISLAMWISSENSCHAFTEN

Von Luther zu Rückert

DER KORAN IN DEUTSCHLAND:
EIN WEITER WEG VON DER POLEMIK ZUR POETISCHEN ÜBERSETZUNG.

VON
HARTMUT BOBZIN

Koranübersetzungen in europäische Sprachen gehören in den Zusammenhang der theologischen Auseinandersetzung des Christentums mit dem Islam. Schon aus dem reichen Schrifttum der byzantinischen Islampolemik sind Koranzitate nachweisbar, die auf die Existenz einer frühen

Titelblatt der deutschen Ausgabe von Dionysius Rijkels Schrift/Contra Alcoranum/.

griechischen Koranübersetzung schließen lassen, die als Ganzes aber nicht erhalten ist.

Die ältesten Koranübersetzungen in europäische Sprachen

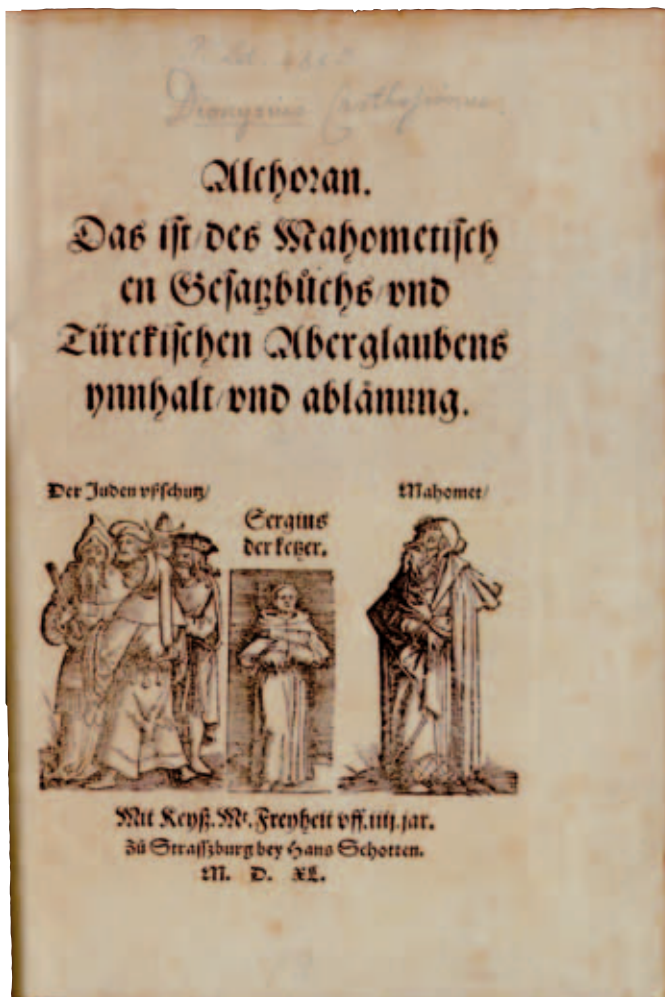
Die erste Koranübersetzung, die vollständig erhalten ist, entstand im Kontext des Ersten Kreuzzuges. Während einer Visitationsreise nach Spanien beauftragte Abt Petrus Venerabilis von Cluny (1092–1156) den englischen Gelehrten Robert von Ketton (genaue Lebensdaten unbekannt), der vor allem an arabischer Mathematik interessiert war und die Algebra des berühmten Mathematikers al-Chwarezmi (9. Jh.) ins Lateinische übersetzt hatte, den Koran zu übersetzen (1142/1143). Roberts Übersetzung ist nicht sehr genau, versucht jedoch den Koran in einem elaborierten lateinischen Stil zu übertragen. Forschungen der letzten Zeit konnten zeigen, dass Robert in seiner Textauffassung stärker als bislang angenommen islamischen Auslegungstraditionen verpflichtet ist. Trotz offenkundiger Mängel hatte Roberts Übersetzung jedoch eine bemerkenswerte Wirkungsgeschichte, welche diejenige einer zweiten, zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Toledo entstandenen wörtlicheren und genaueren Übersetzung in den Schatten stellte.

1540 erschien in der Offizin des bekannten Straßburger Druckers Johann Schott (1477–1548) ein Buch mit dem Titel: „Alchoran. Das ist des Mahometischen Gesetzbuchs und Türckischen Aberglaubens ynnhalt und ablänung“. Meines Wissens fin-

den sich hierin erstmals Koranverse in deutscher Sprache. Das Werk, dessen deutscher Übersetzer nicht bekannt ist, beruht auf der lateinischen Schrift *Contra Alchoranum et sectam Machometicam libri quinque* („Fünf Bücher gegen den Koran und die mohammedanische Sekte“; gedruckt Köln 1533) des flämischen Karthäusermönches Dionysius Rijkel (oder Ryckel; genannt auch Dionysius van Leeuwen; 1402–1471). Dionysius schrieb dieses Werk um 1454 – also im Jahr nach der osmanischen Eroberung Konstantinopels – auf Bitten von Nikolaus von Kues (1401–1464), der etwa zur gleichen Zeit seine bedeutende „Durchsicht des Korans“ (*Cribratio Alchorani*) verfasste. Für ihre Kenntnis des Korans mussten sich sowohl Dionysius wie auch Nikolaus von Kues, die beide kein Arabisch konnten, vor allem auf die oben genannte Koranübersetzung des Robert von Ketton stützen. Daneben benutzten sie eine polemische Schrift des Dominikaners Ric(c)oldo da Montecroce (ca. 1243–1320), der lange Jahre als Missionar im Orient verbracht hatte. Ricoldo hatte ursprünglich die Absicht, den Koran vollständig zu übersetzen, beschränkte sich dann aber auf die Übersetzung einzelner als wichtig erachteter Verse, die er in sein Werk „Gegen das Gesetz der Sarazenen“ (*Contra legem Saracenorum*) einarbeitete, das erstmals 1500 in Sevilla erschien.

Korandrucke zur Zeit der Reformation

Roberts Übersetzung wurde genau 400 Jahre später in Basel auf Veranlassung des Zürcher Reformators



Theodor Bibliander, der kurz zuvor ein „Türkenbüchlein“ veröffentlicht hatte, von dem bekannten Basler Drucker Johannes Oporinus gedruckt. Da Oporinus jedoch die Zensurbestimmungen der Stadt ignorierte, kam es zu einem Konflikt mit dem Rat der Stadt, der letztlich durch ein Schreiben Martin Luthers zugunsten des Korans entschieden werden konnte. Luther empfahl den Druck des Korans aber vor allem deshalb, weil „man dem Mahmet oder Turcken nichts verdrieslichers thun ... kan (mehr denn mit allen waffen), denn das man yhren alcoran bey den christen an den tag bringe.“ Luther ging es also darum, angesichts der drohenden Gefahr einer türkischen Okkupation des Reiches den Pfarrern für ihre Predigt den Koran an die Hand zu geben, damit diese aus ihm die sich für den christlichen Glauben ergebende Gefahr klarer erkennen könnten. So konnte der Koran, zusammen mit anderen theologischen und historischen Schriften, 1543 erscheinen. Wie erfolgreich dieser Foliant war, ist daraus zu entnehmen, dass schon sieben Jahre später eine neue, erweiterte Auflage erschien. Luther selber hatte übrigens 1542 eine gekürzte Fassung des oben genannten Traktats von Ricoldo in deutscher Sprache bei seinem Verleger Hans Lufft in Wittenberg veröffentlicht: „Verlegung [d. h. Widerlegung] des Alcoran“. Als Argument gegen die Wahrheit des Korans führt Luther interessanterweise die schon von Ricoldo kritisierte poetische Redeweise der Schrift an: „Es schickt sich nicht, wenn einer predigen, lehren oder vor Gericht reden sollte, daß er daher käme mit Reimen gefaßt, als wollte er ein Lied singen oder Lotterbüsch spielen“. Aus diesem Traktat ergibt sich jedenfalls, dass Luther nicht nur Bibelübersetzer war, sondern auch aus dem Koran übersetzt hat, wenngleich nicht aus dem arabischen Original, sondern dem Lateinischen!

An der Herausgabe einer Koranübersetzung arbeitete zur damaligen Zeit offensichtlich auch der aus Nellingen (bei Ulm) stammende Gelehrte und Diplomat Johann Albrecht von Widmanstetter (1506–1557). Gleichzeitig mit dem Basler Koran erschien nämlich in Nürnberg eine „Theologie Mohameds“ (*Theologia Mahometis*), der außerdem ein auf der Übersetzung Robert von Kettons beruhendes „Kompendium“ des Korans angehängt war. Dessen offensichtliche Vorlage befindet sich in der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden, wie Thomas E. Burman kürzlich herausgefunden hat. Dieses „Kompendium“ hat Widmanstetter mit antiislamischen Anmerkungen versehen. Ob er selber aber auch an einer eigenen Koranübersetzung arbeitete, muss bislang offenbleiben.

Die erste volkssprachliche Übersetzung

1547 erschien in Venedig in der Offizin von Andrea Arrivabene eine italienische Übersetzung auf der Basis der Basler Koran Ausgabe. Sie enthält interessanterweise auch Anmerkungen Widmanstetters aus dessen eben erwähnter Nürnberger Veröffentlichung. Diese erste Übersetzung in eine europäische Volkssprache wurde nun zur Vorlage der ersten deutschen Übersetzung, und zwar auf höchst bemerkenswerte Weise: Von 1577 bis 1581 reiste der aus Haigerloch (Württemberg) stammende Theologe Salomon Schweigger (1554–1622) nach Konstantinopel, und zwar als lutherischer Prediger im Gefolge der Gesandtschaft von Joachim von Sinzendorf und Gogitsch. In der Türkei stieß Schweigger auf den italienischen Koran, der offenbar unter dort lebenden Christen eine gewisse Verbreitung besaß. Schweigger übersetzte ihn aus dem Italienischen,



veröffentlichte ihn aber erst lange nach seiner Rückkehr in Nürnberg (1616; 2. Auflage 1623), wo er seit 1605 als Pfarrer an der Frauenkirche wirkte. Erstaunlich ist die Tatsache, dass Schweigger bei seiner Übersetzung nicht auf den lateinischen Text zurückgriff. Mit dieser deutschen Ausgabe, die ohne Namensnennung des Übersetzers und in erweiterter und aktualisierter Form noch zwei weitere Auflagen erlebte (1659; 1664), ist die Wirkungsgeschichte des lateinischen Korans von Robert von Ketton aber noch nicht beendet. 1641 erschien eine niederländische Übersetzung, auf deren Titelblatt der Übersetzer als „Salomon Swigger“ erscheint. Vielleicht wurde diese Ausgabe von Antitrinitariern in Holland veranlasst.

Titelblatt von Luthers deutscher Bearbeitung von Ricoldo da Montecroces Korantraktat.

Nach Schweigger kamen im folgenden Jahrhundert drei weitere deutsche Übersetzungen auf den Markt, die jedoch auf anderen europäischen Übersetzungen beruhten. Ein ansonsten nicht bekannter Johann Lange, „Kandidat der Medizin in Hamburg“, brachte eine niederländische Übersetzung – die ihrerseits auf einer französischen Vorlage beruhte – ins Deutsche. Diese fügte der bekannte Romanschriftsteller und Polyhistor Eberhard Werner Happel (1647–1690) in seinen „Thesaurus Exoticorum, oder: eine mit ausländischen Raritäten und Geschichten wohlversehene Schatzkammer“ (Hamburg 1688) ein, unter der Überschrift: „Vollständiges Türckisches Gesetzbuch, Oder des Ertz-betrigers Mahomets Alkoran“. Wertvoller und zuverlässiger als Langes Werk ist die Arbeit des Nürnberger Pfar-

ters David Nerretter (1649–1726), eines Mitglieds des „Pegnesischen Blumenordens“. Nach dem Vorbild des englischen Gelehrten Alexander Ross (1590–1654) verfasste Nerretter eine Art Trilogie zum Thema Judentum, Christentum und Islam. In dem Teil, der dem Islam gewidmet ist – „Neu-eröffnete mahometanische Moschea“ (Nürnberg 1703) – bietet Nerretter eine vollständige Übersetzung des Korans. Sie beruht auf der vortrefflichen lateinischen Übersetzung des italienischen Paters Ludovico Marracci (1612–1700), der in seinem Band zugleich den arabischen Text des Korans, ausführliche, auf arabischen Kommentaren beruhende Anmerkungen sowie eine Widerlegung des Korans bot. Dass sich Nerretters Ausgabe nicht durchsetzen konnte, lag in erster Linie an ihrem Umfang und Preis.

Die dritte in diesem Zusammenhang zu nennende Übersetzung stammt von dem in Leipzig wirkenden Sprachmeister des Englischen Theodor Arnold (1683–1771). Seine Arbeit – „Der Koran, oder insgesamt so genannte Alcoran des Mohammeds“ (Lemgo 1746) – basiert auf der hervorragenden und noch heute geschätzten englischen Übersetzung von George Sale (1696–1736), die 1734 in London erschien. Sale arbeitete für die „Society for promoting Christian Knowledge“ und konnte sich bei seiner Arbeit auch auf arabische Mitarbeiter stützen. Der Übersetzung ist ein langer „Preliminary Discourse“ vorangestellt, der eine nüchterne, von Polemik freie umfassende Einleitung in den Koran, seine Vorgeschichte in religionsgeschichtlicher Hinsicht sowie eine Einführung in die Grundlagen des islamischen Glaubens bietet. Arnolds Übersetzung ist sehr zuverlässig. In den „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis“ seines West-östlichen Divans zitiert Goethe im Kapitel „Mahomet“ Sure 2,1–7 nach Arnolds Übersetzung!

Die erste direkt aus dem Arabischen gefertigte Übersetzung stammt von dem schwäbischen Schulmann und Orientalisten David Friedrich Megerlin (1699–1778) und erschien 1772 in Frankfurt unter dem Titel: „Die türkische Bibel, oder des Korans allererste teutsche Uebersetzung“. Ein Rezensent der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, in dem Katharina Mommsen Goethe erkennt, der sich 1771/72 intensiv mit dem Koran beschäftigte, nennt Megerlins Koran „eine elende Produktion“. Dieser kurzen „Abfertigung“ fügt Goethe hinzu: „Wir wünschten, daß einmal eine andere unter morgenländischem Himmel von einem Deutschen gefertigt würde, der mit allem Dichter- und

Titelblatt der Übersetzung von D. F. Megerlin mit Frontispiz, das eine damals verbreitete Darstellung Mohammeds zeigt.



LANDESBIBLIOTHEK COBURG

Prophetengefühl in seinem Zelt den Koran läse und Ahndungsgeist genug hätte, das ganze zu umfassen. Denn was ist auch jetzo Sale für uns?“

Qualitativ besser und in ihrer Tendenz irenischer ist die Übersetzung des Quedlinburger Oberhofpredigers Friedrich Eberhard Boysen (1720–1800), der ein Schüler des Hallischen Orientalisten Christian Benedikt Michaelis (1680–1764) war. Boysens Übersetzung, die nur ein Jahr nach Megerlins Werk erschien und 1775 nachgedruckt wurde, fand die Anerkennung der Fachgelehrten seiner Zeit. Boysen thematisierte auch erstmals den poetischen Charakter des Korans und inspirierte seinen Freund Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) zu dessen Gedichtzyklus „Halladat oder Das rothe Buch“ (1774).

„Poetische Stärke und sprachlicher Glanz“

In der Folgezeit rückt der besondere sprachliche Charakter des Korans mehr und mehr in den Mittelpunkt des Interesses der Übersetzer. Der thüringische Theologe und Orientalist Johann Christian Wilhelm Augusti (1771–1841), der 1818 erster Rektor der Bonner Universität wurde, versucht in seiner Übersetzung („Der kleine Koran“; Weissenfels und Leipzig, 1798) der „poetischen Einzigartigkeit“ des Korans dadurch gerecht zu werden, dass er seine Textauswahl in einen metrischen und einen prosaischen Teil gliedert. Als poetisches Mittel wählt er aber nicht – wie im arabischen Original – den Endreim, sondern ein bestimmtes Metrum, nämlich den fünfhebigen Jambus, den er freilich auch für die Übersetzung einer überwiegend prosaischen Sure wie der zweiten anwendet. Eine spürbare Nachwirkung war Augustis Koran nicht beschieden.

Josef von Hammer-Purgstall (1774–1856), Hofdragoman und erster Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hat in der von ihm begründeten Zeitschrift „Fundgruben des Orients“ (1810 ff.) in mehreren ihrer Bände umfangreiche Auszüge aus dem Koran in Übersetzung publiziert. Ebenso wie Augusti stellt auch von Hammer ausführliche Überlegungen darüber an, wie der Koran wiederzugeben sei: „Der Koran ist nicht nur des Islam’s Gesetzbuch, sondern auch Meisterwerk arabischer Dichtkunst. Nur der höchste Zauber der Sprache konnte das Wort des Sohnes Abdallah’s stämpeln als Gottes Wort ... Die treueste Übersetzung davon wird die seyn, welche nicht nur den Geist, sondern auch die Form darzustellen ringt. Nachbildung der Rede durch Rhythmus und Schall ist unerläßliche Bedingung der Übersetzung eines Dichterwerks. Der höchste Zauber arabischer Poesie besteht nicht nur in Bild und Bewegung, sondern vorzüglich in des Reimes Gleichklang, der für arabisches Ohr wahrer Sirenenenton ist. Um also den poetischen Gehalt des Korans so getreu als möglich auszumünzen, muß die Übersetzung mit dem Originale nicht nur gleichen Schritt, sondern auch gleichen Ton halten; die Endreime der Verse müssen in Reimen übertragen werden, was bisher in keiner der uns bekannten Übersetzungen geschehen, und in keiner europäischen Sprache getreuer geschehen könnte als in der deutschen ...“ Allerdings war Hammer nicht in der Lage, dieses Programm auch wirklich in die Tat umzusetzen; seine Übersetzungen wirken eher blass.

Friedrich Rückert (1788–1866) wirkte von 1826 bis 1841 als Professor für orientalische Sprachen in Erlangen, danach bis 1848 in Berlin. Doch schon in der Zeit, als Rückert noch als Privatgelehrter

in Coburg lebte, wo er aus der dortigen Bibliothek die arabisch-lateinische Koran-Ausgabe von Marracci benutzen konnte, trug er sich mit dem Gedanken, den Koran „poetisch“ zu übersetzen, als eine „Arbeit, die zwischen Poesie und Philologie die Mitte hält“ (an Achim von Arnim, 9.5.1823). „Sind Sie nicht neugierig auf meinen deutschen Koran? Der eigenthümliche Zuschnitt in Reimen und Assonanzen des Originals nimmt sich gut genug aus“, schrieb er am 4.2.1823 an seinen damals in Erlangen lebenden Dichterefreund August Graf von Platen. Rückert hat seine Übersetzung, deren größter Teil 1836/37 in Erlangen entstand, mit Absicht unvollständig gelassen. Da er sich mit seinen Verlegern nicht über ein angemessenes Honorar einigen konnte, blieb das Werk, wie so viele andere, liegen. Auf Veranlassung von Felix Dahn wurde es 1888, zum 100. Geburtstag Rückerts, von dem Königsberger Orientalisten August Müller (1848–1892) herausgegeben, allerdings in nur wenig befriedigender Form, so dass eine Neuauflage (Würzburg 1995) auf der Basis der Handschriften gerechtfertigt erschien. Annemarie Schimmel (1922–2003), die bekannte Orientalistin und Friedenspreisträgerin des deutschen Buchhandels, nannte Rückerts deutsche Koranübersetzung „die einzige, aus der man die poetische Stärke und den sprachlichen Glanz des Originals erkennen kann“. Und Rückert selber hat in seiner „Weisheit des Brahmanen“ die Eigenart und Wirkmächtigkeit des Korans treffend zum Ausdruck gebracht:

Wol eine Zauberkraft muß seyn in dem, woran
Bezaubert eine Welt so hängt
wie am Koran.



Büste im Garten von Rückerts Gutshof in Neuses (Coburg).

Der Autor ist außerordentlicher Professor für Islamwissenschaften an der Universität Erlangen-Nürnberg und seit 2003 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sein wichtigstes Forschungsgebiet ist der Koran. Er hat die Studie „Der Koran im Zeitalter der Reformation“ (Beirut 1995; 2008) verfasst, die Koranübersetzung von Friedrich Rückert neu herausgegeben (Würzburg 1995) und soeben eine neue eigene Übersetzung des Korans vorgelegt (München 2010). Zurzeit arbeitet er an einer umfassenden Geschichte der europäischen Koranübersetzungen.

PROTESTANTISMUS

„Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, – wir *müssen* es sein.“

ZUR EDITION DER „PROTESTANTISCHEN ETHIK“ IN DER MAX WEBER-GESAMTAUSGABE.

VON URSULA BUBE

Daß [die] sittliche Qualifizierung des weltlichen Berufslebens eine der folgenschwersten Leistungen der Reformation und also speziell Luthers war, ist in der Tat zweifellos und darf nachgerade als ein Gemeinplatz gelten“, schreibt Max Weber in der „Protestantischen Ethik“, einem seiner bedeutendsten Texte, den er vor über 100 Jahren verfasst hat. Dann fährt er fort: „Aber wie nun im einzelnen die *praktische* Bedeutung jener Leistung vorzustellen sei“, werde „mehr dunkel empfunden, als klar erkannt“. Weber zeigt die Folgen der neuen Berufsauffassung: Er untersucht den Einfluss des Protestantismus auf die Entstehung des Kapitalismus in der westlichen Welt. Entscheidend war für ihn allerdings nicht das Luthertum, wie man nach obigem Zitat vermuten könnte, sondern der „asketische Protestantismus“, worunter Weber den Calvinismus in Gestalt des Puritanismus, Pietismus, Methodismus und der Sekten täuferischer Provenienz versteht.

Die „Protestantische Ethik“

Max Webers Studie „Die Protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ erschien zuerst 1904/1905 in Gestalt zweier Aufsätze im

„Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“. Für den ersten Band der „Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie“ hat Weber sie ab 1919 überarbeitet. Alle wesentlichen Aussagen behielt er trotz heftigen Widerspruchs seiner Kritiker unverändert bei. Zurzeit werden die Texte der „Protestantischen Ethik“ für die Max Weber-Gesamtausgabe historisch-kritisch bearbeitet.

Zur Wirkungsgeschichte

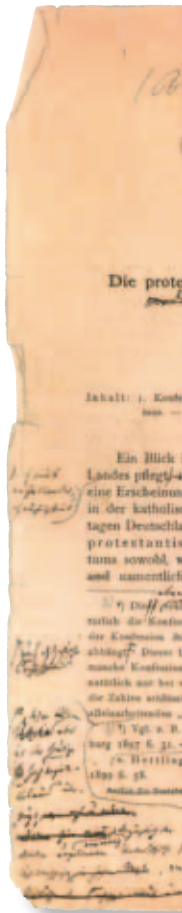
Die Wirkungsgeschichte des am meisten diskutierten Weber-Textes ist nahezu unüberschaubar. Der „überdeterminierte“ Text“, so Klaus Lichtblau und Johannes Weiß in ihrer Textausgabe der „Protestantischen Ethik“ (2000), könne nur im Zusammenspiel verschiedener Perspektiven verstanden werden. Einen neuen Zugang für die Erschließung der „Protestantischen Ethik“ verfolgt der in Oxford lehrende Historiker Peter Ghosh, lobte jüngst die FAZ (23.12.2009): Er untersucht die von Weber benutzten Quellen. Aus theologischer Perspektive geben die Aufsätze von Friedrich Wilhelm Graf wertvolle Hinweise zum mündlichen Austausch mit dem Theologen Ernst Troeltsch, der zeitgleich an einer Abhandlung über „Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit“ arbeitete. Graf und Ghosh haben beide die wichtigste theologische Quelle Webers analysiert:

Mathias Schneckenburgers „Vergleichende Darstellung des lutherischen und reformierten Lehrbegriffs“, die 1855 erschien.

Auch die historisch-kritische Edition der „Protestantischen Ethik“ beschäftigt sich intensiv mit Webers Quellen, enthält sich aber jeglicher Werkinterpretation. Ihr Ziel ist es, mithilfe der bibliographischen Erschließung der Quellen und Sekundärliteratur, des Nachweises von Zitaten und Erläuterungen historischer Bezüge zur vertieften Auseinandersetzung mit Webers Text anzuregen. Beispielhaft soll im Folgenden gezeigt werden, wie die Ergebnisse der editorischen Arbeit und weiterführende Überlegungen verbunden werden können.

Luthers Berufsbegriff

Weber zeichnet in einem Abschnitt, den er 1904 mit „Luthers Berufsbegriff“ überschreibt, die Entwicklung von Luthers Berufsgedanken zwischen 1518 und 1530 nach. Er unterscheidet drei Phasen: (1) Zu Beginn seines reformatorischen Wirkens sei für Luther die weltliche Arbeit sittlich indifferent „wie Essen und Trinken“. Ihre Schätzung als bloße „Naturgrundlage“ des Glaubenslebens entspreche der





KOPLEN IN DER MAX WEBER-ARBEITSTELLE

mittelalterlichen Tradition, wie sie z. B. Thomas von Aquin repräsentiert. (2) „Mit der klareren Durchführung des ‚sola-fide‘-Gedankens“ ([Rechtfertigung] „allein aus Glauben“) steige die Bedeutung des Berufs. Weber spielt im Text auf die Schrift „De votis monasticis“ (1522) an, in der Luther die mittelalterliche Unterscheidung von höheren, vollkommeneren, dem Mönchtum zukommenden asketischen Sittlichkeitsgeboten („praecepta“) und für das weltliche Leben geltenden niederen Pflichten („consilia“) als unbiblisch verwirft. Das weltliche Berufsleben, die „Erfüllung der innerweltlichen Pflichten“, wird nun – und das ist das Entscheidende – das einzige Mittel, ein Gott gefälliges Leben zu führen. (3) Nach den Auseinandersetzungen mit radikaleren Richtungen der reformatorischen Bewegung und den Bauernunruhen, die 1525 bis nach Thüringen vordringen, werde Luther zunehmend konservativer. Die „objektive historische Ordnung“

werde zum „direkten Ausfluß göttlichen Willens“. „Bleibe in deinem Beruf, in dem du berufen bist“ (1. Korinther 7,20) verstehe Luther jetzt als gehorsame Schickung in die von der göttlichen Vorsehung zugedachte Lebenslage. Fazit: „So blieb also bei Luther der Berufsbezug traditionalistisch gebunden.“ Die lutherische Orthodoxie habe diesen Zug noch verstärkt.

Wie Weber selbst anmerkt, folgt er der 1900 erschienenen Schrift von Karl Eger über die „Anschauungen Luthers vom Beruf“. Ihr entnimmt er seine Gliederung des skizzierten Entwicklungsgangs bei Luther. Außerdem schöpft er aus ihrem reichen Fundus an Belegstellen und Zitaten. Das lässt sich für sämtliche der von Weber zitierten Schriften zeigen – mit Ausnahme der Luther’schen Schriften zu ökonomischen Fragen wie Zins und Wucher, die Weber bereits in seiner Dissertation und seinen Vorlesungen behandelt hatte. Was Weber, Egers Anregungen folgend, auswählt und in den Fußnoten zitiert, hat er in Luthers Schrifttum selbst nachgeschlagen. Dies belegen seine Marginalien und Markierungen zu „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520) im Band 27 der Erlanger Ausgabe, den Weber in der Universitätsbibliothek Heidelberg benutzte. Dort notiert er z. B. am Rand: „loser Zus[ammen]hang zwischen Glauben u[nd] Liebe“, was exakt der Kritik Egers sowohl an der Freiheits-Schrift als auch seiner Kritik an Luther insgesamt entspricht: Er habe das Verhältnis von Lehre/Glaube und Ethik/Beruf unbestimmt gelassen. Außerdem zitiert Weber gerne aus dem Kontext der von Eger verwiesenen Stellen, aber er zitiert Luther, wo dieser Latein schreibt, ebenfalls auf Latein, während Eger grundsätzlich übersetzt. Keines seiner umfangreichen Zitate entstammt unmittelbar der Eger’schen Schrift.

Weber liest Luther durch die Brille von Karl Eger, setzt sich aber gedanklich eigenständig und intensiv mit Luther auseinander.

Egers Schrift war die damals aktuellste Abhandlung zum Thema. Aber Weber rezipiert sie nicht deshalb, sondern weil sie ihm in ihrer konservativen Deutung Luthers (und des Luthertums) sehr entgegenkommt. Er muss die eingangs zitierte „Leistung“ Luthers, die Hochschätzung des weltlichen Berufslebens, mit dem für seine Abhandlung notwendigen Gedanken verbinden, dass die lutherische Frömmigkeit und Lebenspraxis in den „Gehorsam gegen die Obrigkeit und [...] Schickung in die gegebene Lebenslage“ mündete. Vom Luthertum konnte demnach kein lebendiger, den späteren Kapitalismus vorantreibender „Geist“ ausgehen.

Anders der Calvinismus. Seine Ethik wird bei Schneckenburger der Ethik des Luthertums nach dem Schema Aktivität (Calvinismus) – Rezeptivität (Luthertum) gegenübergestellt. Der Calvinismus fügte „den Gedanken der Notwendigkeit der *Bewahrung des Glaubens* im weltlichen Berufsleben“ hinzu. „Bin *ich* denn erwählt? Und wie kann *ich* dieser Erwählung sicher werden?“, waren die Fragen des durch die calvinistische Prädestinationslehre in seiner Heilsgewissheit radikal von Gott, Prediger, Sakrament und Kirche im Stich gelassenen Glaubenden. „*Rastlose Berufsarbeit*“ wurde hier, folgt man Weber, als Mittel gegen Zweifel und zur Gewinnung der Selbstsicherheit eingeschärft. „Der Puritaner wollte Berufsmensch sein“, schreibt Weber am Ende der „Protestantischen Ethik“ und fährt fort, nachdem der religiöse Geist bekanntlich entwichen und der Kapitalismus siegreich ins Berufsleben eingezogen ist, „wir müssen es sein“.



Max Webers handschriftliche Überarbeitung (1919/20) des 1904/05 im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ gedruckten Textes der „Protestantischen Ethik“, hier: 1904, S. 1. Der überarbeitete Text erschien 1920 in: „Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie“, Band 1.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die die Max Weber-Gesamtausgabe betreut.

CHRISTENTUM

Kampf gegen die Moderne

WELCHE AUSWIRKUNGEN HAT RELIGIÖSER
FUNDAMENTALISMUS AUF LIBERALE GESELLSCHAFTEN?

VON
FRIEDRICH WILHELM GRAF

Nichts bindet Menschen so sehr wie religiöser Glaube. In Zeiten schneller politischer und sozialer Veränderungen, in denen selbst wissensstolze westliche Intellektuelle unter „neuer Unübersichtlichkeit“ leiden, gewinnen religiöse Lebensentwürfe deshalb erneut hohe Faszinationskraft. Der von Theoretikern gesellschaftlicher Modernisierung seit dem 18. Jahrhundert prognostizierte „Tod Gottes“, das Verschwinden des „Göttlichen“ aus einer irreversibel entzauberten Welt, wird durch vielfältige Renaissancen des Religiösen konterkariert – und selbst im vermeintlich weithin entchristlichten Europa kehren vielerlei Götter in politische Arenen zurück.

Namensgeber: The Fundamentals, eine amerikanische Schriftenreihe aus den Jahren 1910 bis 1915.

Die Globalisierung von Religionen führt jedoch dazu, dass sich auf den Religionsmärkten die Konkurrenz der Anbieter dramatisch verschärft. Überzeugende Erklärungsansätze für diese konfliktträchtigen Entwicklungen aber fehlen bisher. Offenkundig kultivierten die religionsdeutenden Disziplinen allzu lange eine problematische Einseitigkeit in der Themenwahl und nahmen aktuelle Veränderungsprozesse nur in Ausschnitten wahr. Islamischer Fundamentalismus etwa ist im kollektiven Bedrohungsbewusstsein westlicher Gesellschaften als Stimulans für Untergangsvisionen und Feuilletondebatten, aber auch höchst real in Büchern, Bildern und ganz alltäglichen Lebensvollzügen inzwischen allgegenwärtig. Doch wächst das Christentum im

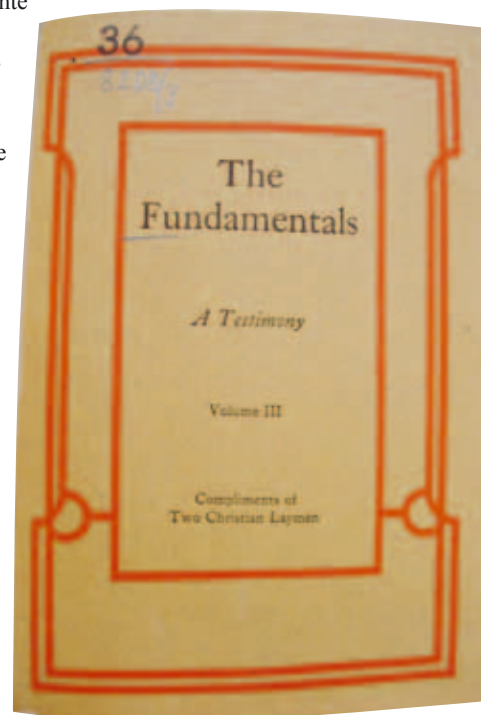
Moment weitaus aggressiver als der Islam, und neue harte Religion hat keineswegs nur in muslimisch geprägten Gesellschaften an Einfluss gewonnen. Auch im Christentum expandieren besonders dynamisch gerade jene Gruppen, die dank hoher Durchsetzungskraft und aufgrund ihrer klaren Botschaften zumal viele junge Menschen an sich zu binden vermögen.

Wer diese Phänomene analysiert, gerät schnell in einen Gegensatz zu jener bequemen Missachtung alles Religiösen, die das traditionskritische Selbstverständnis vieler westlicher Intellektueller immer noch prägt. Der liberale Durchschnittsdenker verstand die Moderne als eine radikal laizistische Welt, eine Welt konsequenter Säkularisierung, in der es Religion höchstens noch in einigen Nischen als Auslaufmodell für Sinnsucher gebe. Doch konnte dieser erfahrungsresistente Irrglaube nur in den abgeschoteteten Lebenswelten westlicher Intellektueller gedeihen. Auch aktuelle Debatten über religiöse „Fundamentalismen“ leiden unter solch zementierten Wahrnehmungsblockaden. Fundamentalismus ist hier zumeist ein Feindbegriff, besetzt von Ängsten vor der unheimlichen Macht des Irrationalen, ein Spiegel der Sorge, dass alle freiheitlichen Errungenschaften der Aufklärung neuer religiöser Geistesknechtschaft preisgegeben würden. Moralischer Eifer aber erweist sich als wenig hilfreich, wenn es gilt, den protestantischen Fundamentalismus und seine

Erfolgsgeschichte in der Gegenwart zu verstehen.

Der Kampf gegen die „liberale Moderne“

Eine religiös begründete konservative Kritik an Aufklärung, liberaler Demokratie und ökonomischer wie kultureller Modernisierung durchzieht alle europäischen Gesellschaften schon seit dem späten 18. Jahrhundert. „Modernismuskrisen“ erschüttern den Katholizismus im 19. Jahrhundert, und radikal antimoderne Gruppierungen verschaffen sich im polyphonen Konzert der römisch-katholischen Weltkirche bis heute immer wieder Gehör. Auch im Protestantismus bricht der Kampf gegen den liberalen Zeitgeist in Theologie und Gesellschaft seit der Aufklärung nie ganz ab und belebt „evangelikale“,





zentrale Elemente von Glauben und Lehre wie die Jungfrauengeburt Jesu als Ausdruck seiner wahren Gottheit; seine leibliche Auferstehung als Akt der persönlichen Heilszuweisung; schließlich die bevorstehende irdische Wiederkehr Jesu als Einspruch gegen jede illusionäre Anmaßung menschlicher Selbsterlösungsversuche. Die polemische Gesamtstoßrichtung des Fundamentalismus zielte also auf eine Abwehr der historisch-kritischen Bibelforschung, der Erkenntnisse moderner Naturwissenschaften, insbesondere in der darwinistischen Evolutionslehre, sowie allgemein der Gefahren einer theologisch-liberalen, modernistischen Auffassung des Christlichen. Im Ersten Weltkrieg setzte eine Politisierung des amerikanischen Fundamentalismus ein, die sich am Kriegseintritt der USA und ihrem Beitritt zum Völkerbund entzündete: Der geschichtstheologische Mythos von den USA als dem „Neuen Israel“, dem „Kingdom of God in America“, sollte in seiner höchst wirkungsvollen Schlichtheit nicht durch die Abkehr vom politischen Isolationismus gefährdet werden. Eine Folge dieser Debatte war der Zusammenschluss der fundamentalistisch orientierten Gruppen zur „World Christian Fundamentals Association“ im Jahre 1919.

Pat Robertson und die Verbindungen zwischen Religion, Medien und Politik waren bereits das Titelthema des „Time Magazine“ vom 17. Februar 1986.

„bibeltreue“ oder eben „fundamentalistische“ Kreise. Insofern ist „der Fundamentalismus“ ein Phänomen, das von Anfang an zur Geschichte moderner Gesellschaften gehört. Wenig sinnvoll erscheint es daher, auch solche konfessionellen Gestalten des Christentums unter dem Begriff Fundamentalismus erfassen zu wollen, die nicht durch die kritische Auseinandersetzung mit der Aufklärung oder den liberalen bzw. modernistischen Reformtraditionen geprägt sind. Das heißt: Mit Blick auf die orthodoxen Konfessionskirchen sollte nicht von „Fundamentalismus“ gesprochen werden, denn sie haben niemals jene christlich legitimierte Entkoppelung von Politik und Konfession bzw. Religion gekannt, die für die westlichen, vor allem protestantischen Gestalten des Christentums bestimmend geworden ist.

Der Begriff „Fundamentalismus“ taucht als programmatische Selbstbezeichnung erstmals zu Beginn

des 20. Jahrhunderts auf. Er entstammt einer mehrbändigen, in drei Millionen Exemplaren aufgelegten Schriftenreihe aus den Jahren 1910–1915, die den Titel „The Fundamentals“ trug und „A Testimony to the Truth“ zu geben suchte. In seinen Anfängen stellte sich der christliche Fundamentalismus also nicht schlichtweg als negatives Spiegelbild zur modernen Welt überhaupt dar, sondern als eine Variante in der Auseinandersetzung mit dem religiösen Diskurs der Moderne. Einer Welt dramatisch beschleunigten Wandels wollte er die aus seiner Sicht unverzichtbaren „Fundamentalien“ des christlichen Glaubens einschärfen: die Irrtumlosigkeit der Heiligen Schrift, wodurch der absolute Wahrheitsanspruch der christlichen Welt- und Lebensanschauung abschließend und vollständig dokumentiert werde; die Nichtigkeit aller Theologie und Wissenschaft, soweit sie nicht mit dem Weltbild der Bibel in Einklang ständen – das galt insbesondere für

Lebensformen in Staat, Gesellschaft und Kultur den Kampf angesagt hatten. Dahinter stand die erklärte Absicht, mit Hilfe des Verfassungsrechts ein ehrgeiziges Programm der religiösen Rückeroberung aller Lebenssphären durchzusetzen: Statt der Anerkennung einer Eigenwelt des Politischen, die in der institutionellen Trennung von Staat und Kirche ihren Niederschlag fand, verfolgte die fundamentalistische Bewegung die Verwirklichung wertkonservativer religiös-moralischer Zwecke – nicht mehr durch Lobbyismus, sondern durch direkte politische Basisarbeit und gezielte Einflussnahme auf staatliche und gesellschaftliche Instanzen. Organisationen wie „Moral Majority“, „Christian Voice“ und „Christian Roundtable“ mischten sich in die amerikanischen Kongresswahlen von 1978, zwei Jahre später auch in die Präsidentschaftswahl ein und verbündeten sich dazu mit den konservativ republikanischen Kreisen der „Neuen Rechten“.

Deren Exponenten wie Pat Robertson und Jerry Falwell vertraten die Grundüberzeugungen einer wertkonservativen Sammlungsbewegung, der sie mit ihren TV-Kirchen zu breiter Resonanz verhalfen. Im Zentrum immer neuer Kampagnen standen nun die Abtreibungsfrage, der Kampf gegen die rechtliche Gleichstellung von Frauen und Homosexuellen, das Schulgebet in öffentlichen Schulen und der kreationistisch inspirierte Kampf gegen darwinistische Evolutionstheorien, die Wiederherstellung der alten Wirtschaftsmoral und der Einsatz für ein auch militärisch konkurrenzlos starkes Amerika. Doch politisch spektakuläre Aktionen waren stets nur eine Facette des organisierten Fundamentalismus: Jenseits der großen Medienbühnen existierte immer auch die andere Variante des fundamentalistischen Strebens nach Massenwirkung in Gestalt einer eher unpolitisch-evangelikal, auf

Bekehrung und (Wunder-)Heilung gerichteten Glaubensbewegung.

Die Faszination von Sicherheit und Verbindlichkeit

Alle fundamentalistischen Bewegungen gewinnen ihre Dynamik aus modernitätskritischen Impulsen und setzen dem modernen Nebeneinander beinahe beliebig vieler Wertorientierungen den Anspruch absoluter Geltung entgegen. Ihre Anziehungskraft beruht darauf, dass sie ihren Anhängern einen Ausweg aus allgegenwärtigen Unsicherheitserfahrungen bieten und klare, verhaltenssichernde Normen liefern. Wie lässt sich dieses fundamentalistische Angebot an verbindlicher Wegweisung beschreiben?

1. Zunächst ist festzuhalten: Die Modernitätskritik des christlichen Fundamentalismus ist Kritik am Geltungsanspruch aufklärerischen Denkens. In sicherem Gespür für den säkularen Glaubensanspruch der Moderne wird diese als glaubensloser Irrweg abgelehnt. Protestantische Fundamentalisten in den USA sehen im sog. „secular humanism“ ihren Hauptgegner. Gehalten weiß sich der Fundamentalist von einer Tradition, deren Überlegenheit ihm in jeder Krise der Moderne neu bestätigt zu werden scheint. Ob der christliche „Fundamentalist“ den „secular humanism“ der eigenen Kultur bekämpfen will, oder ob man sich im arabischen Fundamentalismus gegen „den Westen“ als kulturelle Überfremdung immunisieren will: Es geht um den Kampf gegen eine glaubenslose Moderne. Dies gilt für den protestantischen Fundamentalismus und dessen Berufung auf ein exklusives, wörtlich-buchstäblich verstandenes Schriftprinzip, gilt für den katholischen „Integralismus“ und seine Verankerung in der Tradition der Kirche, gilt für die fundamentalistischen islamischen Bewegungen mit ihrer Berufung auf

die Schari'a, gilt aber etwa auch für einen radikalen feministischen Fundamentalismus mit seiner Berufung auf ein vormodernes Matriarchat.

2. Diese Traditionen haben für Fundamentalisten den Rang einer nicht anzuzweifelnden Autorität. Sie werden nicht in ihren geschichtlichen Entwicklungszusammenhängen verstanden, sondern gelten als durch die Zeiten hindurch unverändert, unberührt. So weiß sich der Fundamentalist in einer Welt zerfallender Gewissheit getragen von einer Autorität, die moderner Problematisierung, ja Auflösung enthoben ist. Freilich zeigt sich in der Außenbetrachtung gerade an solchem Rückgriff auf unbefragte Autorität das spezifisch Moderne des fundamentalistischen Antimodernismus. Auch der Fundamentalist ist ja nicht mehr eingebunden in die Selbstverständlichkeit überlieferter Religion. Er muss sich vielmehr durch Relativierung modernen Kritikbewusstseins für unwandelbare Tradition entscheiden und unterscheidet sich gerade darin von seinen „vormodernen“, in der fraglosen Gültigkeit von Religion lebenden Vorfahren.

3. Die Entscheidung für die Gewissheiten einer durch Dauer beglaubigten Tradition genügt allerdings nicht, um dem Ansturm einer chaotischen Gegenwart zu widerstehen. Fundamentalismus lebt nicht nur aus der Verankerung in der Tiefe der Zeit, sondern benötigt auch immer die konstruierte Sicherheit eines geschlossenen Weltbildes. Das fundamentalistische Glaubenssystem soll alles umfassen: eine Erklärung und Deutung von Welt und Kosmos, vom Verlauf der Geschichte bis hin zu den Normen der persönlichen Lebensführung im Alltag.

4. Gerade diese Durchdringung der ganz alltäglichen Lebenswelt erzwingt ein hohes Maß an Selbstdisziplinierung der Gläubigen

und stärkt so das „Wir“-Gefühl fundamentalistischer Gruppen. Fundamentalismus ist gekennzeichnet durch Elitebildung: Die Zugehörigkeit zur fundamentalistischen Gemeinde bedarf bestimmter, exklusiver Zugangskriterien. Der Fundamentalist weiß sich der kleinen Schar der Erwählten zugehörig, die der großen Menge der Verlorenen gegenübersteht.

5. Entscheidend ist die Bekehrung, die als existentielle Grunderfahrung auch eine lebensentlastende Bedeutung besitzt. Die eigene Biographie gewinnt Kontur und Zentrum, wo sie auf Bekehrung hin gedeutet und strukturiert werden kann – während andere Sicherheit stiftende Fixpunkte (wie Berufswahl, Heirat, Familienbindung) im kulturellen Umschmelzungsprozess der Moderne an Bedeutung verloren haben. „Bekehrung“ heißt eben in sozialpsychologischer Perspektive auch: Wissen, wohin man in seiner eigenen Lebensgeschichte gehört.

Die bedrohte Kultur der Toleranz

Moderne Gesellschaften sind durch Gruppenkonflikte, Interessenkämpfe, soziale Gegensätze, kulturelle Fraktionierungen und politische Parteibildung geprägt. Sie benötigen deshalb allgemein anerkannte Mechanismen, um die vielfältigen Konflikte zwischen den Bürgern und die Verteilungskämpfe zwischen den gesellschaftlichen Gruppen friedlich austragen zu können. Nach klassischer liberaler Theorie ist der wichtigste Regelungsmechanismus dieser Art das formale Recht. Positives, vom Gesetzgeber formuliertes Recht soll für alle Mitglieder des gesellschaftlichen Verbandes verbindlich sein. Um dieser Allgemeinverbindlichkeit des Rechts willen muss es auf Legitimationsmuster verzichten, die nur für einzelne Gruppen plausibel und nachvollziehbar sind. In liberalen, offenen Ge-

sellschaften kann staatliches Recht also nicht mehr direkt religiös, etwa durch Rückgriff auf die Hebräische Bibel, das Neue Testament oder den Koran, begründet werden.

Demgegenüber haben konservative Kritiker der Moderne stets die These vertreten, dass die Verbindlichkeit des Rechts nur im Rückgriff auf die Religion und ihre normative Substanz gewährleistet werden könne. Diese Rückbindung von staatlichem Recht an Religion soll einen Ausweg öffnen aus den Nöten und Konflikten einer „neuen Unübersichtlichkeit“ und im Chaos der Verschiedenheit Ordnung stiften. Gefährlich wird diese Wechselwirkung von beschleunigter Modernisierung und fundamentalistischer Gegenreaktion dann, wenn sie den einzigen Regelungsmechanismus schwächt, der für den gewaltfreien Umgang mit gesellschaftlichen Konflikten zur Verfügung steht: das formale Recht.

Christliche Fundamentalisten drohen – nicht anders als jüdische oder islamische – genau in dem Maße zu einer Gefahr für das friedliche Zusammenleben der vielen verschiedenen Glaubenden und Nichtglaubenden zu werden, in dem sie nicht mehr bereit sind, bestimmte grundsätzliche Probleme in einen gelehrten Diskurs von Fachleuten zu überführen. Religionskonflikte bergen dann immer wieder das Potential eines Endkampfes um Heil und Verderben und werden von ihren glaubensernsten Protagonisten häufig zur dramatischen Entscheidung zwischen Gottestreue und Gottesverrat radikalisiert. Wer sich vor solch eine Alternative gestellt weiß, relativiert rasch auch die Geltung gegebener staatlicher Gesetze, weil er sich an ungleich höheres, unbedingt verpflichtendes Recht gebunden fühlt: an das Gesetz Gottes. Die Legitimität positiven Rechts wird einem radikalen Gottesvorbehalt unterworfen: Recht

sei allein dann verbindlich, wenn es mit dem von Gott selbst geoffenbarten Gesetz übereinstimme, das keineswegs nur Spezialgeltung für die Frommen besitze. Vielmehr repräsentiere es eine universell gültige, alle Menschen bindende absolute Norm und bilde die einzig tragfähige Grundlage der Ordnung menschlichen Zusammenlebens.

Eine Kultur der Toleranz jedoch, eine Kultur, in der Menschen mit heterogenen religiösen Überzeugungen friedlich koexistieren, vermag nur zu funktionieren, wenn alle in ihr Lebenden bereit sind, Unterscheidungsleistungen zu erbringen – Unterscheidungen zwischen dem, was für alle gelten soll, und jenem, das jeder nur für sich selbst gelten lässt. Wer dagegen die eigene Lebensnorm gottesbegeistert absolut setzt, kann andere immer nur als Missionsobjekte oder Feinde wahrnehmen. Mit wohlmeinender Konsensrhetorik oder ritueller Grundwertebeschwörung ist solchen fundamentalistischen Herausforderungen allerdings nicht angemessen zu begegnen. Denn die von Fundamentalisten entworfenen Szenarien der Traditionszerstörung und des modernisierungsbedingten Moralverlustes lassen sich ja nicht leichthin als Wahnpropaganda abtun. Gerade auch demokratisch verfasste offene Gesellschaften bedürfen der Erinnerung an moralische Traditionen und deren Erneuerung, wollen sie ihr Überleben jenseits der Verteilungskämpfe rücksichtsloser Individuen sichern. Wer die liberale Demokratie verteidigen will, ist deshalb gut beraten, sich nicht in eine falsche Entgegensetzung von „laizistischem Staat“ und „fundamentalistischer Religion“ drängen zu lassen. Es geht vielmehr darum, die Bestände an religiös-moralischer Tradition, die uns (noch) zur Verfügung stehen, reflektiert so präsent zu halten, dass sie der Stärkung einer Kultur der Toleranz dienen.



Der Autor hat den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Ethik an der LMU München inne und ist seit 2001 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie Vorsitzender der Kommission für Theologiegeschichtsforschung. Als erster Theologe wurde er mit dem Leibniz-Preis ausgezeichnet. Er hat u. a. die Werke „Die Wiederkehr der Götter“ (2005), „Der Protestantismus“ (2006) und „Missbrauchte Götter“ (2009) veröffentlicht.

BUDDHISMUS

Gandhara – wo Zeus und Buddha sich begegnen

ZUR SCHLÜSSELROLLE EINER REGION BEI DER VERMITTLUNG DES BUDDHISMUS NACH ZENTRALASIEN UND CHINA.

AKA VASU HIRUCHI (E. J.) BAMIYAN, VOL. 1, 1983, PLATE 1

Das Tal von Bamiyan mit den Felsnischen der großen Buddha-Figuren im Hintergrund.

VON JENS-UWE HARTMANN

Als die Taliban im März 2001 daran gingen, die beiden monumentalen Buddha-Statuen im Tal von Bamiyan zu beseitigen, hatte dies ein enormes weltweites Medienecho zur Folge. Wenig überraschend lag die allgemeine Sympathie bei den Buddhas, aber sämtliche Appelle an die damaligen Machthaber in Afghanistan, insbesondere aus buddhistischen Ländern, verhallten ungehört. Gerade der Versuch der Taliban, die vorislamische Vergangenheit des Landes auszulöschen, rückte diese Vergangenheit sehr deutlich in den Blick der Öffentlichkeit. Die Kolossalstatuen – die größere war rund 53 m hoch, die kleinere immerhin 35 m – waren sicher das imposanteste Wahrzeichen jener Epoche, in der Afghanistan zum erweiterten Kerngebiet der indischen Kultur zählte, aber sie sind keineswegs das Einzige.

Gandhara – Region in Pakistan und Afghanistan

Bereits um 250 v. Chr. ließ ein indischer Herrscher Steininschriften in Griechisch, Aramäisch und

Māgadhī, einer indischen Sprache, im Süden und Osten des heutigen Afghanistan anbringen. Sie zeigen, dass mehrere Verkehrssprachen in dieser Region in Gebrauch waren, und sie führen zum einen die komplexe kulturelle Situation vor Augen, aber zugleich auch, wie nachhaltig die Folgen des Alexander-Zuges auf die Region gewesen sein müssen. Die vielfältigen griechischen Einflüsse in der materiellen Kultur, etwa der Münzprägung, sind unübersehbar und wirkten jahrhundertlang weiter.

Gleichzeitig zeigen die Inschriften, dass auch der indische Einfluss bereits begonnen hatte. Der erwähnte Herrscher gilt als großer Förderer des Buddhismus, und es ist nicht auszuschließen, dass schon in seiner Zeit die ersten buddhistischen Mönche nach Afghanistan kamen. In den folgenden Jahrhunderten bildeten der Norden Pakistans und Teile von Afghanistan geradezu eine Hochburg des indischen Buddhismus. Heute bezeichnet man diesen Raum gern als „Gandhara“; das ist eigentlich eine erweiterte Verwendung des alten Namens für das Gebiet um die Stadt Peschawar

im Norden Pakistans. Genau von dieser Region ging kurz nach der Zeitenwende einer der wichtigsten Impulse für die Kunst aus. Ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. waren in Indien buddhistische Großbauten aus Stein entstanden, die so genannten Stupas. Das sind kreisrunde Kuppelbauten, die in ihrer Anlage wahrscheinlich auf Grabtumuli zurückgehen. Im nicht begehbaren Inneren verfügen sie über einen kleinen Hohlraum, der mit Reliquien und diversen anderen Beigaben gefüllt ist. Solche Stupas bilden übrigens bis heute die wichtigsten Kultbauten in der gesamten buddhistischen Welt. Die großen Anlagen im alten Indien sind von monumentalen Steinzäunen umgeben, und diese Zäune sind mit erzählenden Szenen aus dem Leben des Buddha geschmückt.

In den ersten 200 Jahren sucht man den Buddha auf solchen Reliefs allerdings vergeblich. Er wurde nicht figürlich dargestellt, sondern durch Symbole repräsentiert; man spricht hier von der anikonischen Phase der buddhistischen Kunst. Eine Begründung für die Zurückhaltung der Künstler kennen wir nicht. In

den Schriften wird der Buddha stereotyp als eine Gestalt *sui generis* beschrieben, die über eine Vielzahl körperlicher Besonderheiten verfügt. Darunter finden sich Phänomene, die durchaus ungewöhnlich anmuten, etwa eine Art von Schwimmhäuten zwischen Fingern und Zehen. Ob man deswegen zögerte, ihn abzubilden, oder ob er als zu überweltlich angesehen wurde, ist Spekulation; beantworten lassen sich diese Fragen nicht. Den Verzicht auf eine figürliche Darstellung gab man jedenfalls erst nach der Zeitenwende auf. Auch hier besteht viel Raum für Spekulation, denn bis heute streiten sich die Gelehrten, ob die ersten Buddha-Bilder im zentralen Nordindien oder aber in der nordwestlichen Randzone der indischen Welt entstanden sind. Manches spricht allerdings für den Nordwesten: Dort gab es auch 400 Jahre nach dem Alexander-Zug noch immer Künstler, die mit den Gestalten und Motiven der griechisch-römischen Bilderwelt bestens vertraut waren.

Aus diesem Fundus konnten sie schöpfen, um die Wünsche ihrer buddhistischen Auftraggeber zu erfüllen. Als Vorlage für den Buddha wählten sie Apoll und kleideten ihn in ein Mönchsgewand, das der römischen Toga nachempfunden war.

Ein wehrhafter Begleiter des Buddha erhielt die Gestalt des Herakles, wobei dessen Keule durch eine indische Waffe ersetzt, das charakteristische Löwenfell aber öfters beibehalten wurde. Fortuna/Demeter wurde als Vorlage für Hārītī ausgewählt, eine

weibliche Gottheit, die als hilfreich gegen Kinderkrankheiten galt; und Zeus in seiner Verwandlung als Adler, der den Ganymed in seinen Krallen hält und zum Himmel entführt, lieferte den Darstellungstypus für den Raub einer als Mädchen dargestellten Schlangengottheit durch den mythischen Vogel Garuda – ein bekanntes Motiv aus dem alten Indien. Zusätzlich wurden zahlreiche dekorative Elemente übernommen, von den Weinranken bis zu den Tritonen und den korinthischen Säulen als Szenentrenner. Auf den ersten Blick könnte man daher bei manchem Fries aus der Gandhara-Kunst ebenso gut eine Herkunft aus einer beliebigen römischen Provinz vermuten.

Es ist wenig überraschend, dass diese Verschmelzung von griechisch-römischen Ausdrucksformen und indischen Inhalten den westlichen Betrachter ganz besonders anspricht – eine Faszination, die sich heute auch in den

Preisen des einschlägigen Kunstmarktes widerspiegelt.

Mit den Handelskarawanen bis nach China

Die Erfolgsgeschichte der Gandhara-Kunst beginnt aber schon knapp 2.000 Jahre früher. Durch den Nordwesten des Subkontinents führte die indische Anbindung an die Seidenstraße, jenes Geflecht von Handelswegen, das Rom im Westen mit der Hauptstadt des chinesischen Kaiserreiches im Osten verband.

Als im 1. Jahrhundert n. Chr. ein zunächst im nördlichen Afghanistan angesiedeltes Volk seinen Herrschaftsbereich bis weit nach Nordindien hinein und gleichzeitig nach Zentralasien ausdehnte, zog dies zunächst erhebliche ökonomische Folgen nach sich: Auf den nunmehr gesicherten Handelswegen explodierte der Fernhandel, und dem Warenaustausch schloss sich der Austausch von Ideen an. Offenbar besaß der Buddhismus damals gerade unter Kaufleuten eine große Anhängerschaft und wurde gewissermaßen auf dem Kamelrücken mit den Handelskarawanen von Gandhara aus entlang der Seidenstraße nach Osten verbreitet.

Sehr rasch, nämlich schon im 1. Jahrhundert n. Chr., erreichte er China. Mit den religiösen Vorstellungen wanderten die künstlerischen Ausdrucksformen, und es war der gräko-römische Mischstil aus Gandhara, der die Kunst in den Oasen an der Seidenstraße bestimmte, aber auch China erreichte und dort zur Grundlage der buddhistischen Kunst ganz Ostasiens wurde. Erst jahrhundertelange Aneignungs- und Veränderungsprozesse führten dazu, dass der Apoll aus Gandhara jene unverwechselbaren Züge annahm, an denen wir heute mehr oder minder mühelos eine Buddha-Figur aus China oder Japan erkennen.

Sensationelle Handschriftenfunde

Durch archäologische Zeugnisse ist die buddhistische Vergangenheit der Region im Nordwesten des indischen Subkontinents also relativ gut dokumentiert. Schriftliche Quellen hingegen blieben auf einige kleine Handschriftenfragmente beschränkt, die eine französische Archäologenexpedition Anfang der 1930er Jahre in Bamiyan entdeckt hatte; und die mehr als tausendjährige islamische Geschichte ließ nicht

Stehender Gandhara-Buddha.





Teil einer Birkenrindenrolle, ca. 17,5 x 30 cm (ursprünglich ca. 70 cm lang; Dakṣiṇāvibhaṅgasūtra aus der Bajaur Collection).

erwarten, dass sich dieser Befund noch einmal grundlegend würde ändern können. Umso größere Überraschung lösten daher erste Handschriftenfunde aus, die Anfang der 1990er Jahre auf unbekanntem und vermutlich eher dunklen Wegen aus Afghanistan den westlichen Markt für antike Bücher erreichten. Vom ersten Moment an lagen die geforderten Summen weit über dem, was sich öffentliche Bibliotheken oder Sammlungen heute leisten können. Es war daher ein glücklicher Umstand, dass bereits der erste große Fund von einem anonymen Mäzen erworben und der British Library in London zur Konservierung und Aufbewahrung übergeben wurde.

Damit war der Fachwelt von Anfang an ein Zugang zu den Handschriften gesichert; sehr rasch wurde deutlich, wie sensationell die Funde tatsächlich waren. Es handelte sich um Rollen aus Birkenrinde, die mit einer ungewöhnlichen Schrift beschrieben waren und offenbar buddhistische Werke enthielten. Birkenrinde ist charakteristisch für Manuskripte aus dem Nordwesten des Subkontinents; in Kaschmir fand sie bis in die Neuzeit Verwendung für Bücher. Anders als die in Indien ausschließlich verwendeten Blätter einer bestimmten Palmenart lässt sich Birkenrinde zu beliebigen Formaten zurechtschneiden und erlaubt das Zusammenkleben einzelner Stücke zu Rollen, die eine Länge von mehreren Metern erreichen können. Bei Austrocknung wird sie allerdings extrem brüchig, und daher standen zunächst die Konservatoren vor der Herausforderung, die Handschriften zu entrollen und sie dabei möglichst wenig zu fragmentieren.

Beschrieben sind sie in Kharoṣṭhī, einer linksläufigen Schrift, die dem aramäischen Alphabet nachgebildet ist und in den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach der Zeitenwende im Nordwesten des Subkontinents in Gebrauch war, um dann völlig zu verschwinden. Auch die verwendete Sprachform, Gāndhārī, ist charakteristisch für die Zeit und die Region: eine indische Regionalsprache, die für eine Weile breite Verwendung fand und dann ebenso wie die Schrift verschwand, wahrscheinlich mit dem Untergang des Reiches, in dem sie als Verkehrssprache benutzt wurde. Bis dato kannte man Gāndhārī aus einer begrenzten Zahl von Inschriften. Den einzigen Hinweis auf die bereits vermutete Literatur in dieser Sprache hatte eine Birkenrindenrolle buddhistischen Inhalts aus Zentralasien geboten, ein Zufallsfund, der am Ende des 19. Jahrhunderts Forschungsreisenden an der Seiden-

straße zum Kauf angeboten worden war und dessen genaue Provenienz ungeklärt blieb.

Frühe Literatursprache des Buddhismus

Jetzt lag plötzlich eine ganze Reihe weiterer Rollen vor. Sie bestätigten die Hypothese, dass Gāndhārī tatsächlich eine der frühesten Literatursprachen des Buddhismus gewesen sein muss. Damit aber nicht genug: Schon die ersten Analysen von Sprache und Inhalt wiesen im Verein mit den paläographischen Indikatoren darauf hin, dass die Handschriften möglicherweise aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. stammten. Dies war eine weitere Sensation. In Indien überdauern Handschriften aufgrund der klimatischen Bedingungen nur selten mehr als einige 100 Jahre. Die bislang ältesten Fragmente indischer Handschriften stammen daher auch nicht aus Indien selbst; vielmehr handelt es sich sozusagen um Exportartikel, die von deutschen Expeditionen Anfang des letzten Jahrhunderts in den Oasen entlang der Seidenstraße in ehemaligen buddhistischen Klosterhöhlen entdeckt worden waren. Dort hatte sie die trockene Wüstenluft konserviert; sie sind allerdings frühestens ins 2. oder 3. Jahrhundert zu datieren.

Schrift war in Indien offenbar eine sehr späte Erfindung. Derzeit geht man allgemein davon aus, dass sie nicht wesentlich vor 250 v. Chr. geschaffen wurde. Alle großen indischen Religionen sind deutlich älter, und alle waren sie daher gezwungen, ihre wachsenden Überlieferungen zunächst mündlich zu tradieren. Allem Anschein nach waren die Buddhisten die Ersten, die sich das neue Medium der Schrift zu Nutze machten, möglicherweise aber erst im letzten Jahrhundert vor der Zeitenwende.

Schon die ersten Schriftrollen aus Afghanistan führten also bereits

relativ nah an den vermuteten Beginn der schriftlichen Überlieferung heran und boten zudem erste Einblicke in eine Literatur, die bislang als verloren gegolten hatte. Kein Wunder also, dass dieser Fund in den englischsprachigen Medien metaphorisch als „Dead Sea Scrolls of Buddhism“ gefeiert worden ist. Der zunächst durchaus kühne Vergleich mag nicht zuletzt dem äußeren Erscheinungsbild geschuldet gewesen sein, denn in Form und Erhaltungszustand bestehen tatsächlich manche Ähnlichkeiten zwischen den Rollen vom Toten Meer und denen aus Afghanistan. Er verweist aber auch auf die immense Bedeutung der Funde für die indische Kulturgeschichte und ganz besonders für die Rekonstruktion der Überlieferungsgeschichte des Buddhismus.

Inzwischen wurde eine ganze Reihe weiterer Rollen bekannt, die aus dem Norden Pakistans stammen. Beinahe jeder neue Fund hat in der einen oder anderen Hinsicht eine Sensation mit sich gebracht. Von mehreren Rollen konnten mittlerweile Proben entnommen und einer Radiocarbon-Datierung unterzogen werden. Demzufolge stammt die älteste Rolle nun bereits aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., und damit sind wir entweder unmittelbar an den Beginn der schriftlichen Aufzeichnung herangerückt, oder wir müssen diesen Beginn deutlich nach oben korrigieren. Zwei Rollen enthalten Werke aus einer Neuerungsbewegung des indischen Buddhismus, dem so genannten Mahāyāna oder „Großen Fahrzeug“, und es sind diese Texte, die in der Fachwelt für die größte Aufregung gesorgt haben.

Als bislang ältestes Zeugnis für eines dieser Werke hatte eine Übersetzung ins Chinesische aus dem Ende des 2. Jahrhundert n. Chr. gegolten. Die Birkenrindenrolle führt nun zeitlich und räumlich sehr viel näher an den Beginn jener Neue-

rungsbewegung heran. Sie gibt einen ganz überraschenden Einblick in die Textgeschichte und zeigt gleichzeitig, welche Schlüsselrolle die Region von Gandhara bei der Vermittlung des Buddhismus nach Zentralasien und China gespielt hat. Was im Bereich der Kunst schon lange bekannt war, wird nun auch bei der Literatur erstmalig fassbar.

Neben die Birkenrindenrollen in Kharoṣṭhī-Schrift und Gāndhārī-Sprache traten ab Mitte der 1990er Jahre auch Funde von indischen Palmblatthandschriften in Sanskrit, die für weitere Überraschungen sorgten. Eine große Sammlung von über 10.000 Fragmenten wurde in einer Höhle unweit der beiden Buddhas in Bamiyan durch einen Erdbeben freigelegt. Erworben von einem norwegischen Privatsammler, liegen sie heute in der Nähe von Oslo. Ihre Erschließung wird von einem fünfköpfigen internationalen Gremium von Fachkollegen geleitet, dessen Mitglieder in Berlin, Kyoto, München, Oslo und Stanford beheimatet sind. Die Fragmente stammen aus einer bislang unbekanntem Zahl von Texten, und sie sind anhand der Paläographie in den Zeitraum vom 2. bis zum 9. Jahrhundert zu datieren. Allerdings sind aus Werken, die eigentlich mehrere 100 Seiten umfassen, oft nur einzelne Blätter erhalten, und auch diese nur fragmentarisch.

Es ist vollkommen rätselhaft, was dazu geführt haben könnte, dass anscheinend nur solche Reste von umfangreichen Büchern bewahrt geblieben sind. Eine denkbare Erklärung wäre ein Aufbewahrungsort für beschädigte Teile von „heiligen“ Schriften; die sorgsame Bewahrung solcher Bücher ist im buddhistischen Kulturkreis durchaus nicht unbekannt, wenn es sich etwa um Werke mit den Worten des Buddha handelt. Das könnte übrigens auch den überraschend langen Zeitraum erklären, für den – ein sehr erfreulicher Nebeneffekt – auf

diese Weise beinahe lückenlos die Schriftentwicklung in der Region dokumentiert ist.

Die Fragmente offenbaren einen unglaublichen Reichtum an Werken, darunter viele, die bisher völlig unbekannt waren, aber sie erlauben nur ganz selten die Rekonstruktion größerer Textpassagen. Unter den Neufunden gibt es derzeit nur eine einzige große Handschrift, von der mehr als nur ein paar Blätter bewahrt sind, und sie stammt wohl nicht aus Afghanistan, sondern aus Pakistan. Ursprünglich umfasste sie mehr als 450 großformatige Blätter (60 x 10 cm), von denen gut die Hälfte ganz oder in Teilen bewahrt und heute auf mehrere Privatsammlungen verteilt ist. Sie enthält einen wichtigen Teil des Kanons, die „Sammlung der langen [Lehrreden des Buddha]“; dieser Abschnitt ist in mehreren voneinander abweichenden Fassungen überliefert, wobei die in der Handschrift bewahrte als verloren gegolten hatte. Schon aufgrund seines Erhaltungszustandes muss man diesen Fund als besonders sensationell ansehen; und erfreulicherweise ist es gelungen, der Münchner Indologie die Federführung bei seiner Erschließung zu sichern.

Seit rund 15 Jahren haben die Funde aus Pakistan und Afghanistan für zahlreiche Überraschungen gesorgt. In keinem anderen Bereich der Buddhismusforschung ist ein derartiger Materialzuwachs zu verzeichnen, und nirgends hat Materialzuwachs zu einem derartigen Erkenntnisfortschritt geführt. Die Handschriften zwingen dazu, die Frühgeschichte des indischen Buddhismus neu zu überdenken und sich von manch einer fast schon zu Wahrheit geronnenen Hypothese zu verabschieden; gerade diese belebende Veränderung unserer Sichtweise mag den Vergleich mit den Rollen vom Toten Meer durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen.



Der Autor hat den Lehrstuhl für Indologie an der LMU München inne. Er ist ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und stellv. Vorsitzender ihrer Kommission für zentral- und ostasiatische Studien. Einer seiner Forschungsschwerpunkte ist die Erschließung buddhistischer Sanskrit-Handschriften, besonders aus Zentralasien und aus den Neufunden in Afghanistan und Pakistan.



TEXTAUSGABE

Barlaam und Josaphat

BUDDHISTISCHES UND MANICHÄISCHES IN CHRISTLICHEM GEWAND: DER GRIECHISCHE ORIGINALTEXT DES BERÜHMTESTEN GEISTLICHEN ROMANS DES MITTELALTERS IST NUN ERSTMALS KRITISCH EDIERT WORDEN.

VON ROBERT VOLK

In den Jahren 2006 und 2009 legte die Kommission für die Herausgabe der Werke des Johannes von Damaskus in zwei Halbbänden die kritische Erstausgabe des griechischen „Barlaam-Romans“ vor. Mit diesem Kurztitel bezeichnet die deutsche Byzantinistik gerne die „Erbauliche Geschichte von Barlaam und Ioasaph (Josaphat)“, die zwar nun im Schriftencorpus des Johannes von Damaskus († vor 754) erschienen ist, jedoch – wie sich im Verlauf der Editionsarbeiten unumstößlich herausstellte – nur gut 250 Jahre nach der Schaffenszeit dieses Kirchenlehrers entstanden sein kann.

Ein Stück Weltliteratur

Ausgehend vom griechischen Text verbreitete sich die Geschichte vom indischen Königssohn Ioasaph – dessen Name sich über georgisch *Iodasaph* und arabisch *Budasaf* letztendlich von *Bodhisattva* herleitet – noch im Mittelalter rasch in alle Richtungen, bis ins Isländische, Russische, Äthiopische und Portugiesische. Neuzeitliche Missionare verfertigten zusätzlich Übersetzungen, z. B. in die Tagal-Sprache, ins Chinesische und Japanische.

Ioasaph ist das langersehnte einzige Kind von König Abenner, der geraume Zeit nach der Missionierung Indiens durch den Apostel Thomas ins Heidentum zurückgefallen und ein überzeugter Götzendiener ist. Sterndeuter prophezeien, dass Ioasaph sich zur von Abenner

bekämpften christlichen Religion bekehren werde. Um das zu verhindern, lässt der König seinem Sohn einen prächtigen Palast erbauen, in dem er abgeschirmt von allen unschönen Seiten des Lebens – genannt sind Tod, Alter, Krankheit und Armut – aufwachsen und nicht über Zukünftiges nachdenken soll. Zu einem jungen Mann herangewachsen, stellt sich bei dem intelligenten Prinzen das Gefühl ein, wie ein Gefangener gehalten zu werden. Ein vertrauter Erzieher nennt ihm die Gründe, und Ioasaph stellt daraufhin seinen Vater zur Rede. Dieser erlaubt ihm nun, die Welt außerhalb des Palastes kennen zu lernen; allerdings inszeniert er heimlich eine heile Scheinwelt: Musik, Gesang und Tanz auf den Straßen, fröhliche Ausgelassenheit statt Elend und Niedergeschlagenheit. Doch die Diener sind mit dem Erhalt dieser Kulisse überfordert, und so erblickt der völlig überraschte Ioasaph eines Tages zwei Männer, der eine aussätzig, der andere blind; seine Erzieher sind gezwungen, ihn über das Wesen von Krankheiten aufzuklären. Einige Tage später sieht er beim Ausritt einen Greis, bucklig, weißhaarig, zahnlos, und wieder ist er erstaunt; er erfährt, dass der alte Mann das wohl höchste Lebensalter erreicht hat und nichts anderes mehr zu erwarten sei, als dass der Tod ihn zu sich hole: Wenn der Tod einen Menschen nicht schon in jungen Jahren ereile – mit 80, spätestens 100 Lebensjahren sei dies unweigerlich der Fall. Bekümmert über die Nichtigkeit der Welt, die ihm verborgen bleiben sollte, erhält Ioasaph

bald Besuch von dem christlichen Asketen Barlaam; als Kaufmann verkleidet, der dem Prinzen einen ungewöhnlichen Edelstein zeigen will, erhält er Zugang zum Palast. Um sich zu überzeugen, dass Ioasaph des Steines würdig sei, erzählt er ihm das neutestamentliche Gleichnis vom Sämann, wonach klar wird, dass er keineswegs einen Stein anzubieten hat, sondern eine religiöse Lehre, der Ioasaph aufgeschlossen gegenübersteht. Durch Barlaams Unterweisungen – oft in der Form tatsächlich alter indischer oder wenigstens orientalischer Parabeln, die in christlicher Weise interpretiert werden – erkennt Ioasaph seine innere Berufung und tritt zum Christentum über. Der König versucht mit aller Macht, seinen Sohn vom neuen Glauben abzubringen; er überlässt ihm sogar die Hälfte seines Reiches. Unter dem Eindruck von Ioasaphs gerechter und mildtätiger Regentschaft wird Abenner jedoch selbst Christ und eifert den einst von ihm grausam verfolgten Asketen nach. Bald nach Abenners Tod entsagt auch Ioasaph der Krone, reist unter vielen Entbehrungen und Gefahren zu Barlaam in seine Wüstenklause und stirbt ebenfalls als Asket.

Um 1859 herum erkannte man die Begegnungen Ioasaphs bei seinen Ausritten als von Lebensbeschreibungen Buddhas abhängig, was bald zu einer Reihe von freigeistigen Presseartikeln führte, die erheiternd darstellten, dass Buddha jahrhundertlang unter dem Namen Ioasaph (bzw. lat. Josaphat) als christlicher Heiliger verehrt wurde.



Vom Buddhismus über den Manichäismus ...

Die in den 1950er Jahren teilweise heftig angezweifelte Entwicklung des griechischen „Barlaam-Romans“ aus einer christlichen georgischen Vorlage, der wiederum ein islamischer arabischer Text vorangeht, lässt sich heute hinreichend genau durch gegenseitigen Vergleich verfolgen, und diese Entwicklung konzentriert sich auf das 9. und 10. Jahrhundert. Für eine Autorschaft des Johannes von Damaskus, dessen dogmatische Schriften jedoch ausgiebig zitiert werden, bleibt überhaupt kein Raum.

1888/89 wurde durch einen Bom-bayer Lithographiedruck die vollständige islamische Arabisch-Fassung des Barlaam-und-Josaphat-Stoffes bekannt – der *Kitāb Bilawhar wa Būdāsf*, den Daniel Gimaret in den 1970er Jahren kritisch edierte und ins Französische übersetzte. Obwohl die zu Grunde liegenden Handschriften ausgesprochen jung sind (nämlich aus dem 17. bis 19. Jahrhundert), so ist dieser Text doch schon im 987/88 von Ibn al-Nadīm verfassten Verzeichnis der in Bagdad zirkulierenden Bücher, dem *Fihrist*, bezeugt, und zwar unter den ursprünglich nicht-arabischen Büchern indischer Herkunft oder mit indischer Thematik. Ins Arabische übersetzt wurde er aus dem Mittelpersischen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Diese mittelpersische Vorlage ist nur noch fragmentarisch erhalten. Rein buddhistisch war sie nicht mehr, sondern bereits manichäisch adaptiert, und es fällt auf, dass der arabische *Bilawhar wa Būdāsf* ausgesprochen oberflächlich islamisiert ist; manichäisches Gedankengut ist allenthalben greifbar. Er zirkulierte in Kreisen am Rand des orthodoxen islamischen Spektrums, speziell in der im 9. Jahrhundert entstandenen Sekte der Ismaeliten, die sich um seinen handschriftlichen Erhalt bis

ins 19. Jahrhundert und um seinen Erstdruck verdient gemacht hat. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erscheint Yudasaf/Budasaf in einem Werk über islamische Sekten sogar als falscher Prophet, in einem Atemzug mit Zoroaster, Bardesanes, Mani und Marcion.

... und den Islam zum Christentum

Wie die Barlaam-Geschichte bei ihrem Übergang vom Mittelpersischen ins Arabische von einem manichäischen in einen mehr oder weniger islamischen Text umgeformt wurde, so vollzog sich ihre Umwandlung von einem islamischen in einen christlichen Text ebenfalls durch die Übertragung in eine andere Sprache. Es war ein unbekannter Georgier, der ohne jeden Zweifel mit dem *Kitāb Bilawhar wa Būdāsf* als Vorlage den georgischen Text „Das Leben des gesegneten Iodasaph, Sohn des Abenes, des Königs von Indien,

den der gesegnete Vater und Lehrer Balahvar bekehrte“ schuf und ihn gleichzeitig ins Christliche transformierte. Vom einst buddhistischen Ursprung des Stoffes dürfte besagter Georgier wohl nichts mehr gewusst haben, denn in seiner arabischen Vorlage muss er die an sich falsche, nur noch schwer an *Bodhisattva* erinnernde Namensform *Yudasaf* statt *Budasaf* vorgefunden haben – zwei subskribierte diakritische Punkte statt einem sind dafür ausschlaggebend. Für diese erst in den 1960er Jahren auch auf Russisch und Englisch zugänglich gewordene georgische Fassung hat sich der griffige Kurztitel *Balavariani* eingebürgert, der aber nicht alt ist, sondern von georgischen Literaturwissenschaftlern des 20. Jahrhunderts geprägt wurde. Der vorwiegend bei der Sekte der Ismaeliten beheimatete *Kitāb Bilawhar wa Būdāsf* wird kaum zu georgischen Klöstern in Palästina gelangt sein; seine Weiterverarbeitung in einen christlichen geor-

Cod. Paris. Gr. 1771 (spätes 14. Jh.), fol. 181v / 182r: Im Titel der Handschrift wird ohne irgendwelche Manipulationen Euthymios vom Berg Athos als Verfasser genannt, und der Text ist vorzüglich. Es dürfte sich um die direkte Kopie einer der ältesten Barlaam-Handschriften handeln.



BIBLIOTHÈQUE NATIONALE DE FRANCE, PARIS

Ikone aus der Novgoroder Sophienkathedrale (15./16. Jh.): Barlaam (Mitte) ist Ioasaph (rechts) im Gespräch zugewandt. Athanasios (links), im Jahre 963 der Gründer des ersten Klosters auf dem Athos, blickt den Betrachter direkt an.



jungen Berg Athos. Gemeinsam mit Johannes'/Abulherits wohlhabendem Cousin Tornik, der ebenfalls den Mönchsamen Johannes angenommen hatte, gründeten sie nahe der Laura des hl. Athanasios eine erste georgische Niederlassung. Johannes/Tornik kehrte noch einmal in weltliche Geschäfte zurück: Als Befehlshaber georgischer Soldaten aus Tao-Klardžeti, die der Regent David auf kaiserliches Gesuch entsandt hatte, war er 979 in den Kämpfen Kaiser Basileios' II. gegen den Usurpator Bardas Skleros erfolgreich und empfing daraufhin hohe Auszeichnungen. So war er in der Lage, das georgische Großkloster (*Moni Iviron*) auf dem Athos zu gründen.

Unter den zahlreichen von Johannes/Tornik in das Iviron-Kloster gebrachten Handschriften muss auch das georgische „Leben des gesegneten Iodasaph“ gewesen sein, das Euthymios zum griechischen „Barlaam-Roman“ ausbaute, wie es georgische, griechische und lateinische Quellen bezeugen. Seine umfassende Kenntnis der Kirchenväter, die er vom Griechischen ins Georgische übersetzte, kam ihm dabei zugute. Es entstand die gelehrteste Version des Stoffes – eine in die Form eines Romans gekleidete Dogmatik und ein feuriges Plädoyer für das Mönchtum; doch so manches manichäische Element ist dennoch verblieben. Einen Hinweis auf die athonitische Entstehung des „Barlaam“ scheint neben den bekannten Quellen auch die oben abgebildete russische Ikone zu geben, die Barlaam und Ioasaph gemeinsam mit dem heiligen Athanasios Athonites zeigt.



Der Autor, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für die Herausgabe der Werke des Johannes von Damaskos, hat den *Baarlam-Roman* kritisch ediert.

gischen Text dürfte sich am ehesten im Kaukasus-Raum vollzogen haben – schließlich war Georgien teilweise bis ins 12. Jahrhundert unter islamischer Oberherrschaft. Bald nach seiner Abfassung bedingte das *Balavariani* im 9./10. Jahrhundert einen georgischen Hymnus auf den heiligen Iodasaph sowie eine stark verkürzte und handlungsmäßig simplifizierte Fassung mit dem Titel „Die Weisheit des Balahvar“, die heute handschriftlich öfter vorliegt als das nur noch einmal bezeugte *Balavariani*.

Diese drei Texte existierten, als um 955 in der byzantinisch besetzten Region Tao-Klardžeti – einem heute zur Türkei gehörenden Gebiet nordöstlich von Erzurum – der in der georgischen wie auch in der griechischen Kirche heilige Euthymios Athonites, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Verfasser des griechischen

„Barlaam-Romans“, geboren wurde. Sein weltlicher Name ist nicht mehr bekannt; er war der jüngste Sohn eines georgischen Edelmannes, der den arabisch klingenden Namen Abulherit trug und später in ein Kloster seiner Heimatregion eintrat, wo er den Mönchsamen Johannes annahm. Seine Familie mit dem etwa neun Jahre alten Euthymios gab er in die Obhut seines Schwiegervaters, dessen Name Abuharb ebenfalls arabische Wurzeln verrät. Kaiser Nikephoros Phokas (963–969) trat Tao-Klardžeti 964 an den georgischen Regenten David ab und forderte von den dortigen Adelfamilien Geiseln als Treuepfand. Zusammen mit anderen Knaben gelangte Euthymios auf diese Weise nach Konstantinopel an den Kaiserhof und wurde dort vorzüglich ausgebildet. Einige Jahre danach kam er mit seinem Vater auf den als Klosterzentrum noch ganz

Literaturhinweis

Die Schriften des Johannes von Damaskos. Hrsg. v. Byzantinischen Institut der Abtei Scheyern.

6/1: *Historia animae utilis de Barlaam et Ioasaph (spuria)*. Einführung von Robert Volk, XLII, 596 S., 1 Faltpfand (= *Patristische Texte und Studien* 61), Walter de Gruyter, Berlin/New York 2009.

6/2: *Historia animae utilis de Barlaam et Ioasaph (spuria)*. Text und zehn Appendices besorgt von Robert Volk, XIV, 512 S. (= *Patristische Texte und Studien* 60), Walter de Gruyter, Berlin/New York 2006.



Ernst Troeltsch, hier in einer Aufnahme von 1905.

Das Sozialideal der „christlich-religiösen Idee“

Troeltsch bestimmt in seinem Naturrechtsvortrag das Sozialideal der „christlich-religiösen Idee“ als einen „radikalen religiösen Individualismus einer Gott sich im sittlichen Gehorsam hingebenden und dadurch das Individuum zugleich metaphysisch verankernden und unzerstörbar machenden Gläubigkeit“. Das bedeutet einerseits durch die „Aufnahme des Individuums in den Gotteswillen“ eine ungeheuerere Erhöhung des Individuums. Gleichzeitig geht davon eine universalistische Tendenz aus, denn in Gott „treffen und finden sich alle Menschen“. Religiös gesprochen bestimmt Troeltsch die daraus resultierende soziale Idee des Christentums als ein „überweltliches Reich der Liebe, erbaut aus in Gott gegründeten Seelen“. Als soziologisches Ideal beschreibt er es als „Vereinigung eines radikalen religiösen Individualismus mit einem ebenso radikalen religiösen Sozialismus“.

Kirche, Sekte und Mystik

Die aus dieser Idee entstandene Religionsgemeinde habe von Anfang an vor der Aufgabe gestanden, ihre religiösen Ideale auch in außerreligiöse, profane Lebensbereiche hinein zu kommunizieren. Drei Haupttypen der soziologischen Selbstgestaltung der christlich-religiösen Idee haben sich historisch entwickelt: die Kirche, die Sekte und die Mystik. Im Kirchentypus wird das religiöse Heil als etwas durch die göttliche Stiftung bereits Verwirklichtes verstanden. Zwar basiere der Kirchentypus auch auf einer individuellen Gesinnung des Gläubigen in der vollständigen gläubigen Hingabe an die göttliche

THEOLOGIEGESCHICHTE

Religion auf verschiedenen Bühnen

EIN WERKSTATTBERICHT AUS DER REDAKTION DER KRITISCHEN GESAMTAUSGABE (KGA) DER WERKE ERNST TROELTSCHS.

VON STEFAN PAUTLER

Am 21. Oktober 1910 hielt Ernst Troeltsch (1865–1923) auf dem „Ersten Deutschen Soziologentag“ einen Vortrag über „Das stoisch-christliche Naturrecht und das moderne profane Naturrecht“. Nach seiner Rede – die Aussprache darüber wurde mitstenografiert – stellte Georg Simmel die provokante Frage, ob das Christentum denn „überhaupt eine soziale Bedeutung“ habe. Denn, so Simmel weiter, in seinem „metaphysischen Punkte“ habe das Christentum nur „ein Problem“: „die Seele und ihren Gott und nichts weiter“. Die Sozialformen, die das Christentum

eingegangen sei, stellen daher lediglich „relative Gestaltungen“ des Christentums dar; das „eigentliche christliche Leben“ sei davon nicht betroffen.

Troeltsch, der in dieser Diskussion kein Schlusswort sprechen wollte, sah sich durch die Intervention Max Webers dann doch genötigt zu antworten: „Herr Kollege Weber sagt, der Teufel solle mich holen, wenn ich nicht spreche (Heiterkeit). Gegenüber dieser Autorität (Heiterkeit) bleibt nichts übrig als noch zu reden.“ Simmels Anfragen, so Troeltsch in seiner Entgegnung lakonisch, „sind natürlich Fragen, die sich unsereiner auch sehr wohl stellt“.

Gnade. Dieses göttliche Heil nun wird aber in der Kirche durch objektive, überindividuelle „Zuleitungen“ verkörpert. Dies sind die von Christus gestiftete Kirche mit ihren Aposteln und deren priesterlichen Nachfolgern und die ebenfalls von Christus gestifteten Sakramente. Beide christlichen Konfessionen basieren auf diesem Vergemeinschaftungstypus.

Im scharfen Gegensatz dazu steht der Sektentypus, der mit rigorem Eifer und ohne Kompromisse die Durchsetzung der christlichen Ethik, vor allem der Gebote der Bergpredigt verlangt. Dieser Typus benötigt eine heilige Gemeinschaft

der Gläubigen, die aus dem Zusammentreffen reifer und bewusster christlicher Persönlichkeiten hervorgeht. Der „christliche Radikalismus“ der Sekte, die nie vor der in der Welt herrschenden allgemeinen Sündhaftigkeit kapituliert, lässt sie fortwährend mit der weltlichen Kultur und deren andersartigen Sozialidealen zusammenstoßen.

Der dritte Typus, die Mystik, lebt gänzlich aus der Unmittelbarkeit und Innerlichkeit des religiösen Erlebnisses und verzichtet auf Überlieferungen, Kulte und Institutionen. Als soziologische Konsequenz steht die Mystik für einen radikalen, gemeinschaftslosen Individualismus. Auf den ersten Blick mag daher dieser Gemeinschaftstypus wenig historische Spuren hinterlassen haben. Troeltsch sieht als Gemeinschaftsformen, die aus dieser Glaubensform hervorgingen, das Einsiedlertum, Teile des Mönchswesens sowie die „kleinen Kreise von Gottesfreunden, von Stillen im Lande, von Philadelphen und Brüdern“. Als Frömmigkeitstyp jedoch, so Troeltsch, habe die Mystik beginnend mit der paulinischen Tradition die „ganze Geschichte der Christenheit“ durchdrungen. Der Weltbezug dieses Typus ist nicht von vornherein festzulegen; er kann „weltindifferent“ oder „weltfeindlich“ sein, er kann sich in radikal asketischen oder libertinistischen, die „Gleichgültigkeit der Welt ausdrückenden Formen“ auf die Welt beziehen. In seiner Replik auf Georg Simmel weist Troeltsch entsprechend darauf hin, dass er mit seinem Mystiktypus Simmels individualisiertes Religionsverständnis zu fassen versuche. Die Sozialgestalt der christlichen Idee und die aus ihr hervorgehenden sozialen Lehren stellen immer einen Kompromiss mit der Welt dar. Davon zu unterscheiden ist die religiöse Idee, die nicht identisch mit der Welt ist und eine eigene Selbständigkeit beansprucht.

Politische Ethik: Demokratie oder Konservatismus

In seinen monumentalen „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ von 1912, in denen Troeltsch in einem historischen Durchgang durch die Christentums-geschichte der Frage nachgeht, wie sich die christlich-religiöse Idee mit der Welt verbunden hat, rechnet er den Mystiktypus gerade der gebildeten Welt der Gegenwart zu, die in „freien Vereinigungen der Gesinnung“ fern von Kirche und Sekte an der Formulierung der christlichen Idee arbeite. Exemplarisch und geradezu emphatisch nennt er hier den „Evangelisch-sozialen Kongreß“, der das „geistige, anpassungsfähige Verständnis des Evangeliums und den Universalismus des Volkchristentums“ anstrebe ohne die „Relativierungen“, wie sie die Kirche vornimmt, und ohne die „Enge und Kleinheit“ der Sekte. 1904 hielt Troeltsch selbst auf dem 15. Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau eine viel beachtete und kontrovers diskutierte Rede über „Politische Ethik und Christentum“.

Diese Rede ist ein schönes Beispiel für die Anwendung des theologischen Ansatzes von Troeltsch. Klar bezieht er hier Stellung: Das Christentum, „das in unserem geistigen Leben und in den ethischen Volksüberzeugungen immer noch die stärkste ethische Macht ist, hat überhaupt keine politische Ethik“. Das Christentum beziehe sich mit seinen sittlichen Geboten zunächst rein auf die Sphäre der Privatmoral: „Die Liebe zu Gott und zu den Brüdern ist nie und nimmer ein politisches Prinzip“. Die Religion behaupte einen „Glauben an ein Reich, das nicht von dieser Welt ist“. Daher könne es nicht um den Erweis einer christlichen politischen Ethik gehen, sondern um „den Beitrag der christlichen Ethik zur politischen Ethik“, den die christliche Ethik im geschichtlichen

Viel beachtet, kontrovers diskutiert: Ernst Troeltschs Rede über „Politische Ethik und Christentum“ von 1904, erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht.



Vollzug auch durchaus geleistet habe. Hier verteilt Troeltsch die Wirkungen der christlichen Ethik gleichermaßen auf Demokratie und Konservatismus. Als Religion des Personalismus mit der einzigartigen Herausstellung der Persönlichkeitsidee sei das Christentum eine der „Hauptwurzeln“ des „modernen Individualismus“ und „Demokratismus“. Andererseits lege der Erlösungsgedanke eine ethische Orientierung nahe, die den Gedanken der Fügung in die natürlichen Ordnungen Gottes beinhalte und damit einen „Konservatismus christlicher Prägung“ befördere.

Auf den ersten Blick erscheint Troeltschs Relativierung eines christlichen Demokratieverständnisses rückschrittlich. Er wendet sich aber nicht gegen eine demokratische Staatsverfassung, sondern warnt davor, aus christlich-religiösen Ideen politische Prinzipien und Lehren zu folgern. Die politische Demokratie wolle keine „Liebe und Opfer“, sondern „Recht und sichere Ordnung“. Politische Ordnungen erwachsen zudem nicht aus einem persönlichen Gefühlsleben heraus, sondern seien das Ergebnis der „realen Organisationsbedingungen des Staatslebens selbst“. Es geht ihm darum zu zeigen, dass das Christentum, sobald es aus seiner Innerlichkeit in die „Weltwirklichkeit“ hineintritt, zwangsläufig in eine „Polarität“ und in ein „Oscillieren“ gerät.

Die Selbständigkeit der Religion

Ausgangspunkt des Troeltsch'schen Religionsbegriffs ist die Postulierung einer prinzipiellen „Selbständigkeit der Religion“, so der Titel eines frühen Aufsatzes, der kritisch ediert ist in dem jüngst von Christian Albrecht herausgegebenen Band 1 „Schriften zur Theologie und Religionsphilosophie (1888–1902)“ der Troeltsch KGA. Bei aller soziolo-

gischen und kulturgeschichtlichen Verortung der christlichen Religion war sich der in Heidelberg lehrende protestantische Theologe sehr wohl bewusst, dass Religion nicht in ihren sozialen Funktionen und geschichtlichen Ausprägungen aufgeht. Dies bedeutet aber keine Beschränkung der theologischen Arbeit auf die eigene religiöse Glaubenswelt. Troeltschs Forschungsprogramm stellt sich von Anfang an die Frage nach der „Zusammenbestehbarkeit“ der christlichen Weltanschauung mit den Tatsachen der modernen Wissenschaft. Ohne eine „Gewißheit“ der Zusammenbestehbarkeit könne die christliche Erfahrung ihre Wirkung auf Dauer nicht behaupten. Die daraus resultierende Umbildung der Theologie versuchte Troeltsch mit religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Methoden und Fragestellungen zu leisten.

Historisch-kritische Edition

Beide hier genannten Vorträge werden jetzt in Band 6 „Schriften zur Religionswissenschaft und Ethik (1903–1912)“ der Kritischen Gesamtausgabe der Werke Ernst Troeltschs historisch-kritisch ediert. Dieser Band, den Trutz Rendtorff herausgeben wird – die redaktionellen Arbeiten werden 2010 abgeschlossen –, versammelt sehr unterschiedliche Texte, an denen Troeltschs theologisches Programm in seiner Entwicklung verfolgt werden kann. Neben den historischen Arbeiten zeigen seine religionsphilosophischen und religionspsychologischen Erkundungen wie etwa seine intensive Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Religionspsychologen William James oder die ebenso ausführliche Auseinandersetzung mit Kants Religionsphilosophie Troeltschs Bemühen, Religion als selbständige Bewusstseinskategorie zu fassen. Die Texte werden zum ersten Mal historisch-kritisch und im Zusammenhang ediert. Insgesamt enthält

dieser Band 26 Texte, die den Heidelberger Ordinarius in einer thematischen Vielfalt präsentieren, die in nuce die Arbeitsfelder eines in vielen wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten stehenden Theologen zeigen. So hielt er 1906 als Prorektor der Heidelberger Universität zum Jahresfest die Festrede zum Thema „Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten“. Ein Jahr später griff Troeltsch in die missionswissenschaftliche Diskussion ein mit einer großen Erwiderung auf den führenden protestantischen Missionstheologen Gustav Warneck.

Stellungnahmen zu aktuellen Fragen

Troeltsch wurde durch seine zunehmende Bekanntheit auch um Stellungnahmen zu aktuellen Fragen gebeten. So wurde er 1903 in einer Umfrage dazu aufgefordert, Stellung zu nehmen, wie Theologen über das kirchliche Stimmrecht der Frauen urteilen. Diese Umfrage ging auf eine Initiative der Pädagogin Martha Zietz zurück, die als Vorstandsmitglied des „Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht“ der Kritik begegnen wollte, ein kirchliches Frauenstimmrecht verstoße gegen die christliche Ethik und drohe die „Einheit von Mann und Frau in der Ehe zu zerstören“. Troeltschs Stellungnahme hat die Fragestellerin nicht gerade begeistert, endet sie doch mit dem warnenden Hinweis auf eine mögliche „Entmännlichung der Kirche“. Martha Zietz entgegnete darauf, dass Troeltsch „sowohl der Kirche wie auch den Männern doch wohl ein zu schlechtes Zeugnis“ ausstelle. Die „Persönlichkeit voll anerkennende, christliche Anschauung“ der Frau, wie sie Troeltsch in seiner Stellungnahme einforderte, lässt offensichtlich vielfältige Konnotationen der christlichen Idee zu.



Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Theologiegeschichte-forschung, in deren Auftrag die Kritische Gesamtausgabe der Werke des Religions-, Sozial- und Geschichtsphilosophen Ernst Troeltsch herausgegeben wird.



EDITION

Reichstag und Religion

DER BEITRAG DER DEUTSCHEN REICHSTAGSAKTEN ZUR RELIGIONS- UND KIRCHENGESCHICHTE DER FRÜHEN NEUZEIT.

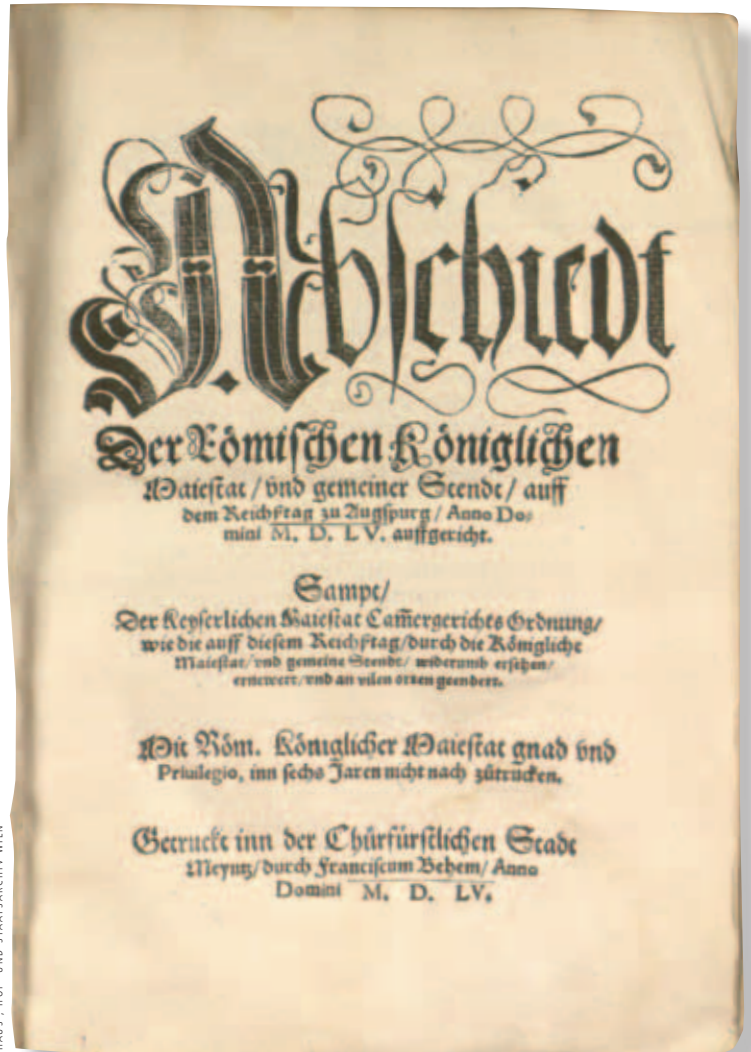
VON EIKE WOLGAST

Seit ihrer Gründung im Jahre 1858 gibt die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Deutschen Reichstagsakten heraus. Ihren zeitlichen Ausgangspunkt nahm die Edition in Grenzziehung zu den „Monumenta Germaniae Historica“ bei der Königswahl Wenzels 1376; um schneller voranzukommen, wurde 1886 die Jüngere Reihe der Reichstagsakten begründet. Sie dokumentiert die 19 Reichstage, die unter der Regierung Karls V. zwischen 1521 und 1555 stattgefunden haben. Auf allen diesen Reichstagen war die Religionsfrage, zumeist verbunden mit den Beratungsmaterien „Friede und Recht“ sowie „Türkenhilfe“, ein zentraler Gegenstand der Erörterungen – um es mit zwei Stichworten zu bezeichnen: Wormser Edikt 1521 (Bd. 2 der Jüngeren Reihe) und Augsburger Religionsfrieden 1555 (Bd. 20).

Titelblatt des gedruckten Reichsabschieds von 1555.

Augsburger Religionsfrieden von 1555

Band 20 über den Augsburger Reichstag 1555 ist 2009 in vier Teilbänden erschienen, davon enthält der dritte Teil die Akten zum Religionsfrieden. Erstmals verfügt die Forschung damit über eine umfangreiche, textkritischen Maßstäben verpflichtete Sammlung von Materialien sehr unterschiedlicher Provenienz, in denen die Vorstellungen von Kaiser und König,



HAUS-, HOF- UND STAATSARCHIV WIEN

evangelischen und altkirchlichen Reichsständen sowie ihrer theologischen und juristischen Berater über einen Religionsfrieden wiedergegeben werden.

Der Überlieferungsbildung gereichte es zum Vorteil, dass kein Kurfürst und nur wenige Fürsten auf dem Reichstag persönlich anwesend waren – sie hätten ohne Schriftlichkeit entschieden. Ihre Gesandten mussten sich dagegen nach schriftlichen Instruktionen und Anwei-

sungen richten und informierten ihre Auftraggeber schriftlich über den jeweiligen Stand der Verhandlungen. Über den Meinungsbildungsprozess auf dem Reichstag und an den einzelnen Höfen sowie über die daraus resultierende Genese des Vertragstextes geben die abgedruckten Quellen wertvolle Aufschlüsse, unterstützt durch die ausführlichen, im zweiten Teilband wiedergegebenen Protokolle der Beratungen im Kurfürsten- und im Fürstenrat, ferner durch ausgewähl-



te Anweisungen von Reichsfürsten (Mainz, Pfalz, Sachsen, Hessen) an ihre Gesandten in Augsburg, die im vierten Teilband ediert sind.

Die Hauptfrage war 1555: Wie schließt man einen Frieden in der *causa religionis* trotz prinzipieller Nichtanerkennung der kirchlich-dogmatischen Positionen des Vertragspartners? Ohne eine kompromissbereite interkonfessionelle Mittelgruppe um König Ferdinand sowie die Kurfürsten von Sachsen und Mainz hätten die Gegensätze vermutlich nicht überwunden werden können – zum gemeinsamen Nenner für die Neutralisierung des Religionskonflikts wurde das politische Interesse an der Friedenswahrung im Reich.

Die Bedeutung des nach Augsburg einberufenen Reichstags war allen Beteiligten klar. Stellvertretend sei das Urteil König Ferdinands zitiert, das sein Gesandter Johann Ulrich Zasius dem Pfälzer Kurfürsten Friedrich II. übermittelte, um ihn zur persönlichen Teilnahme an der Reichsversammlung zu bewegen: Der König sei der Überzeugung, „das in 100 jarn nit so vonnoten gewesen als jetzt, nit allein reichstag zu halten, sonder auch auf demselben dahin zu trachten, wie man frid und ruhe wider pflantzen und haben kont“ (S. 450). Der Kurfürst sah seinerseits als Ziel des Reichstags an, dass unbeschadet aller Bemühungen um die Wiederherstellung der Religionseinheit „ein ewiger und unbedingter fridtstandt in der religion und conscientzsachen ... aufgerichtet wurde“ (S. 2834).

Zentrale Streitpunkte

Die Streitpunkte, die im Mittelpunkt der Verhandlungen standen, waren

- Freistellung (Religionsfreiheit), und zwar auf zwei Ebenen:
 - a) Soll der Religionsfrieden nur für die gegenwärtigen evangelischen

Reichsstände gelten oder auch zukünftige Konfessionswechsler einschließen?

b) Soll die Freistellung nur für die Landes- bzw. Stadtobergkeiten gelten oder soll sie sich als Individualrecht auch auf die einzelnen Untertanen erstrecken?

- Kirchengüter: Soll ein Stichjahr für den Besitz von Kirchengut gelten oder dürfen auch künftige evangelische Reichsstände Kirchengut umwidmen?

- Geistliche Fürstentümer: Soll die Freistellung auch für Bischöfe und Reichsäbte gelten oder kann der gegenwärtige Bestand der Reichskirche geschützt werden?

- Nomenklatur: Die Evangelischen bestritten die Selbstbezeichnung der Katholiken als „der alten Religion verwandt“; die Katholiken wollten den „der Augsbургischen Konfession Verwandten“ nicht den Status einer „Religion“ zugestehen.

Fundamentalistische Positionen vertraten insbesondere Herzog Ottheinrich von Pfalz-Neuburg und Konrad Braun, Kanzler des Augsburger Bischofs Kardinal Otto von Truchseß. Die Gesandten Ottheinrichs verlangten die Freistellung der einzelnen Untertanen, aber nur imparitätisch zugunsten der evangelischen Konfession – das Augsburger Bekenntnis sei unmittelbar auf Christus und sein Wort gegründet, und eine christliche Obrigkeit könne nicht zulassen, dass ihre Untertanen „öffentliche abgötterey“ (S. 1725) betrieben oder sich ihr zuwandten. Der Jurist Konrad Braun sprach sich wiederholt gegen ein Abkommen mit der evangelischen Seite aus: Ein Religionsfrieden bedeute die Anerkennung des Augsburger Bekenntnisses durch die Katholiken und mithin eine unmögliche Parität. Die altkirchliche Seite dürfe keinen Frieden abschließen, durch den den Abgefallenen „assecuranz und versicherung gegeben werde, das sie ir verdampfte leer erhalten, leeren und ausbreiten mogen“ (S. 1794).

Langer Weg zum Konsens

Diese Kontrastpositionen lassen die Schwierigkeit erkennen, zu einer politischen Übereinkunft bei fortwährendem dogmatisch-kirchlichem Dissens zu kommen. Band 20 der Jüngeren Reihe der Reichstagsakten spiegelt mit einer Fülle von Entwürfen und Formulierungsvorschlägen den Prozess der Konsensbildung wider. Für die Zukunft der Konfessionen im Reich war, wie alle Beteiligten wussten, das Ausmaß der gewährten Religionsfreiheit (Freistellung) von entscheidender Wichtigkeit. „Wan man ein rechten friden haben welle, weren die gwisssen nit zu astringieren“ (Pfälzer Vertreter im Kurfürstenrat, S. 778) – diese Position erwies sich aber als nicht konsensfähig, so dass es beim landesoberkeitlichen Reformationsrecht blieb. Der einzelne Untertan erhielt immerhin ein Auswanderungsrecht, falls er von der Landesreligion abwich. Das war ein erster Ansatz zur individuellen Religionsfreiheit in der Neuzeit.

Im Zusammenhang der Endverhandlungen ist das Protokoll über die Beratungen der evangelischen Reichsstände miteinander und mit König Ferdinand von September 1555 illustrativ (überliefert im Geheimen Staatsarchiv Berlin, ab-

Band 20 der Deutschen Reichstagsakten behandelt den Augsburger Reichstag von 1555.



gedruckt als Nr. 222). Der kursächsische Gesandte gab den Vertretern der anderen Stände zu bedenken, dass man seit 30 Jahren dem Frieden noch nie so nahe gekommen sei wie jetzt. Es gelte daher, alles zu tun, „darmit der geliebte friede nit aus der hand gelassen und gleichseer unserer christlichen religion kein schandfleck angehengt würde“ (S. 2095). Als sich die Evangelischen in den Verhandlungen mit Ferdinand, wie üblich, auf ihr Gewissen beriefen, erklärte der König, auch er habe ein Gewissen. Er und der Kaiser hätten bei der Bewilligung eines Religionsfriedens „viel saure bisßen verschlucken“ müssen, nun sollten die Evangelischen „auch ein bislein“, wenn auch widerwillig, essen (S. 2084).

In Band 20 werden zahlreiche bisher ungedruckte mit verschiedenen bereits früher veröffentlichten Materialien zum Religionsfrieden in textkritischer Bearbeitung zusammengestellt. Der größeren Übersichtlichkeit wegen sind Gesamtentwürfe und Vorschläge für die Gestaltung einzelner Artikel jeweils nach Formulierungsstadien gesondert wiedergegeben, wenn auch mit gegenseitigen Verklammerungen und Nachweisen der gegenseitigen Abhängigkeiten, gegebenenfalls durch Nutzung verschiedener Drucktypen. Der Entscheidungsprozess von 1555 wird anhand der Texte in Band 20 im Einzelnen nachvollziehbar, und damit kann die Entstehung eines der zentralen Dokumente der deutschen Reichsverfassungsgeschichte und der europäischen Kirchengeschichte genau rekonstruiert werden. Die widerstreitenden Interessen der Vertragspartner führten bekanntlich dazu, dass bestimmte Formulierungen dissimulierend und bewusst unklar gestaltet wurden. Mit dem gefundenen Kompromisswortlaut konnte sich jede Seite für den Augenblick zufrieden geben – in der Erwartung, im geeigneten



OSTERREICHISCHE NATIONALBIBLIOTHEK

Bildnis Ferdinands I.;
Kupferstich von
Hans Sebald Lautensack.

Zeitpunkt die Deutungshoheit über den Text zu gewinnen.

Der Edition ist auch die Genese des Geistlichen Vorbehalts, der die Hochstifte vor einer Säkularisierung schützen sollte, in ihren verschiedenen Stadien zu entnehmen. Ohne ausdrückliche Zustimmung der evangelischen Stände fügte König Ferdinand den Artikel in den Religionsfrieden ein – ein formaler Protest der Evangelischen dagegen wurde vorbereitet, aber nicht vollzogen (Nr. 230). Mit dem Geistlichen Vorbehalt war das Prinzip der Freistellung auf die weltlichen Stände beschränkt; als gewissen Ausgleich erließ der König die Declaratio Ferdinanda, die evangelischen Untertanen geistlicher Fürsten die Ausübung

ihrer Religion gestattete. Dieser Text wird in Band 20 erstmals in einem kritischen Abdruck vorgelegt (Nr. 231).

Der Religionsfrieden ist kein eigenständiges Dokument, sondern Bestandteil des Reichsabschieds (Nr. 390 §§ 11–32). Dieser enthielt auch die anderen auf dem Reichstag getroffenen Vereinbarungen, vor allem die Exekutionsordnung zum Landfrieden und die Änderungen der Reichskammergerichtsordnung.

Das Wormser Edikt

Die Bedeutung der Deutschen Reichstagsakten für die Kirchengeschichte der Frühen Neuzeit beschränkt sich aber nicht auf die Dokumentation von 1555. Der

Literatur

Der Reichstag zu Augsburg 1555, bearb. v. Rosemarie Aulinger, Erwein Eltz, Ursula Machoczek (= Deutsche Reichstagsakten Jüngere Reihe, Bd. 20), 4 Teilbde., 3223 S., Ln., Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2009, ISBN 978-3-486-58737-1, 420,00 €.

Reichstag war vom Auftreten Luthers an das Forum, auf dem sich Politiker, Juristen und Theologen mit dem ganz neuen und sich jeder Erfahrung entziehenden Phänomen der Glaubenspaltung und Konfessionsbildung auseinandersetzen und immer erneut versuchten, Glaube mit Friedens- und Sicherheitspflicht in ein angemessenes Verhältnis zu bringen. Auf dem Wormser Reichstag wurde 1521 versucht, durch die „Verhandlungen über und mit Luther“ (Bd. 2 Kap. VII) die aufkommende Kirchenspaltung aufzuhalten und mit dem Edikt gegen Luther reichsrechtlich zu beenden. Formal blieb das Wormser Edikt über ein Jahrzehnt hindurch in Geltung, wurde aber bereits auf dem dritten Nürnberger Reichstag 1524 (Bd. 4) durch die Zusage der Stände, es einzuhalten „soviel ihnen möglich“, relativiert. Für die Geschichte des Christentums der Neuzeit ist der zweite Nürnberger Reichstag von 1523 (Bd. 3) von herausragender Bedeutung, da hier erstmals das „freie christliche Konzil in deutschen Landen“ gefordert wurde

– damit wurde dieser Reichstag zum Entstehungsort für das Trienter Konzil.

Eine entscheidende Weichenstellung für die konfessionelle Entwicklung im Reich bedeutete der Beschluss des ersten Speyerer Reichstags 1526 (Bd. 5/6, im Erscheinen), dass in der Religionsfrage jeder Reichsstand sich bis zum General- oder Nationalkonzil so verhalten könne, „wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertrauet zu verantworten“ – die reichsrechtliche Basis für die obrigkeitliche Einführung der Reformation. Als der zweite Speyerer Reichstag 1529 (Bd. 7) diese Verantwortungsformel aufhob und damit die gewonnene Legitimation beseitigte, schlossen sich die evangelischen Stände zu einer Protestgemeinschaft zusammen und kündigten das Prinzip der Mehrheitsentscheidung für Dinge, die die Ehre Gottes und das Seelenheil angingen, auf.

Religion und Reichstag

Reichstag für Reichstag wurde die Religionsfrage behandelt – leider fehlen noch die Editionen für Augsburg 1530 und Regensburg 1541, die sich aber in Bearbeitung befinden. Zeitlich befristete Nichtangriffsversicherungen und Respektierungszusagen für den jeweiligen Status quo wurden von 1532 an ausgesprochen und sind für den jeweiligen Reichstag im Einzelnen dokumentiert. Die Gegenleistung der Evangelischen für die befristete Sicherung ihrer kirchlichen Stellung bestand zumeist darin, sich an der Türkenhilfe zur Abwehr der Osmanen zu beteiligen. Auch die Akten zur Türkenhilfe gehören zur Religionsgeschichte, da in ihnen Feindbilder formuliert und ausgestaltet werden, um die finanziellen und militärischen Anstrengungen zu rechtfertigen. Interim und Formula reformationis von 1548 als kaiserlicher Versuch, eine Über-

gangslösung zu schaffen und für eine Kirchenreform im Reich zu sorgen, sind in der Edition des sog. Geharnischten Reichstags 1547/48 (Bd. 18) wiedergegeben, ebenso die Reaktionen der Reichsstände. Der in dem Zusammenhang meist wenig beachtete Reichstag von 1550/51 diente der Nachprüfung, wieweit die kaiserlichen Verordnungen umgesetzt worden waren – die Edition (Bd. 19) stellt aufschlussreiches Material dazu bereit.

Die Zeit nach Karl V. bis zum Ewigen Reichstag wird durch die 1982 begründete Reihe „Deutsche Reichstagsakten Reichsversammlungen 1556–1662“ abgedeckt. Die zwölf Reichstage, die bis zum Dreißigjährigen Krieg stattfanden, sind geprägt von den Kontroversen um die Auslegung des Religionsfriedens, insbesondere die Freistellung. Für die rechtliche und faktische Etablierung des Reformiertentums im Reich unter Führung der Kurpfalz sind die Verhandlungen auf dem Reichstag von 1566 wichtig, dessen Akten seit 2002 in einer zweibändigen Edition vorliegen (Reichsversammlungen Reichstag zu Augsburg 1566).

Unverzichtbares Fundament

Für die Religions- und Kirchengeschichte der Frühen Neuzeit bilden die Editionen der Reichstagsakten Jüngere Reihe und Reichsversammlungen ein unverzichtbares Fundament – neben den Werk- und Briefausgaben der großen Theologen und im Verbund mit anderen Quelleneditionen (etwa Concilium Tridentinum oder Evangelische Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts). Die Reichstagsakten eröffnen dabei für ein Jahrhundert, in dem jede religiöse Frage zugleich eine politische Frage war und umgekehrt, besonders interessante und weiterführende Forschungsperspektiven.

Der Autor ist emeritierter ordentlicher Professor für Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg, Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Er leitet dort die Abteilungen Mittlere und Jüngere Reihe der Deutschen Reichstagsakten.



Der Kaiser und die sieben Kurfürsten;
Holzschnitt aus dem Regensburger Reichsabschied von 1541.

HAUS-, HOF- UND STAATSARCHIV WIEN

BAYERISCHE LANDESGESCHICHTE

Augenscheinkarten – eine Quelle für die Kulturgeschichte

EINE NEUERSCHEINUNG UNTERSUCHT ZUMEIST UNBEKANNTE, HANDGEZEICHNETE KARTEN AUS DER FRÜHEN NEUZEIT, DIE EINST FÜR RICHTSPROZESSE ANGEFERTIGT WURDEN.



Abb. 1: Augenscheinkarte der Hofmark Pasing mit einer ersten Vedute von München im Hintergrund, 1557.

VON THOMAS HORST

Alte Karten bzw. kartenverwandte Darstellungsformen werden oftmals als Illustrationen für wissenschaftliche, aber auch heimatkundliche Studien verwendet und erfreuen sich auf Ausstellungen stets großer Beliebtheit. Wenn man sich näher mit ihnen beschäftigt, stellt man fest, dass sie den Gegenstand einer interdisziplinär ausgerichteten Kartographiegeschichte bilden, die aber bedauerlicherweise an Universitäten im deutschsprachigen Raum heute nur noch vereinzelt

gelehrt wird. Eine Ausnahme stellen hierbei die Veranstaltungen zur Geschichte der Kartographie dar, die seit den 1980er Jahren Johannes Dörflinger (Wien) und dann ab 1993 Ivan Kupčák am Lehrstuhl für Geschichtliche Hilfswissenschaften der LMU München anboten. Diese Übung wurde im Sommersemester 2009 vom Verfasser weitergeführt. Es ist zudem bemerkenswert, dass sich die meisten Kartographiehistoriker zunächst nur mit gedruckten Altkarten beschäftigt haben, während die Erfassung und Dokumentation der vielfach vorhandenen handgezeichneten Altkarten noch

immer ein großes Desiderat in der Forschung darstellen.

Altbayerische Augenscheinkarten

Im Rahmen einer interdisziplinär angelegten, von Walter Koch und Kurt Brunner betreuten Dissertation an der LMU München wurden hunderte in den Archiven liegende, handgezeichnete Karten Altbayerns (bis ca. 1650) eingehend untersucht und in einer Monographie in zwei Teilbänden analysiert. Während der erste Band eine umfangreiche, kartographiehistorische Untersuchung

darstellt, erläutert der Katalogband ausführlich 112 Manuskriptkarten, die mit tatkräftiger Unterstützung durch die Kommission für bayerische Landesgeschichte als Farbabbildungen umgesetzt werden konnten.

Diese Altkarten unterschiedlicher Qualität (skizzenhaft oder koloriert) wurden ab der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit als bildliche Beilagen von vereidigten Malern für Gerichts- oder Verwaltungszwecke angefertigt (sog. „Forensische Kartographie“). Sie illustrieren die altbayerische Landschaft in Form von wirklichkeitstreuen „Momentaufnahmen“. Dies unterscheidet sie erheblich von zeitgenössischen Landschaftsgemälden.

Spätmittelalterliche Grundlagen

Vor allem vom 15. bis zum 18. Jahrhundert haben sich zahlreiche Manuskriptkarten in den bayerischen Archiven erhalten, wobei

entsprechende Vorläufer in Form von Karten, die die Grundlage für die Forensische Kartographie in Mitteleuropa bildeten. Diese auch als „Tibériades“ (erster Augenschein des Tiber-Flusses) bezeichneten Karten hängen aufs Engste mit dem Traktat „De fluminibus seu tiberiadis“ des italienischen Juristen und Heraldikers Bartolo da Sasso Ferrato von 1355 zusammen.

Die bayerische Kartographie in der Frühen Neuzeit

Mit der Einrichtung des Reichskammergerichtes im Jahr 1495 wurde die Kartenherstellung für Gerichts- und Verwaltungszwecke auch im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation üblich. Die Verwendung von visuellen Beweisstücken erfuhr im 16. Jahrhundert schließlich eine Systematisierung, die mit dem schriftlichen Gerichtsverfahren und seiner zunehmenden Formalisierung Hand in Hand ging. Zeitgleich entwickelte sich in Mitteleuropa auch eine Regionalkartographie, die die entspre-

Als kartenverwandte Darstellungsform (oftmals in einer Mischform zwischen Aufriss und Grundriss gestaltet) entstand neben dieser Regionalkartographie jedoch nun eine behördliche Kartographie in Form der Augenscheinkarten, die oft sehr detailliert gestaltet waren und für Gerichtsprozesse verwendet wurden. Das Spektrum reicht dabei von einfachen Lageskizzen bis hin zu künstlerisch gestalteten Karten, die zumeist bei Streitigkeiten um Land-, Weide-, Jagd-, Forst- oder Fischrechte sowie zur Besitzabgrenzung vor Gericht herangezogen wurden. Kennzeichnend für sämtliche Augenscheinkarten ist, dass sie stets handgezeichnet waren und aus einem konkreten Anlass für einen kleinen Kreis von Interessierten geschaffen wurden. Sie waren somit keineswegs dazu bestimmt, an die Öffentlichkeit zu gelangen.

Beweismittel vor Gericht

Die in der Neuerscheinung vorgestellten Karten spielten als Anschauungs- bzw. Beweismittel bei einem vor Gericht verhandelten, individuellen Streitfall eine wichtige Rolle, weshalb im entsprechenden Territorium eine Grenzbegehung vorgenommen und von vereidigten Malern in einem „Augenschein“ festgehalten wurde. Über 40 Kartenaufnahmen konnten diesbezüglich eruiert werden: Das Spektrum reicht vom Passauer Hofmaler Leonhard Abent († 1603) bis zum Münchner Kartographen Tobias Volckmer d. J. (1586–1659), von dem auch der erste gedruckte Stadtplan Münchens von 1613 stammt.

Ein wesentlicher Aspekt zur Herstellung von Augenscheinkarten ist dabei vor allem durch die örtliche Trennung zwischen dem Streit- und Gerichtsort gegeben. Grundsätzlich konnte der Augenschein auf Antrag jeder beweispflichtigen Partei in Auftrag gegeben werden und einen begründeten oder unbegründeten

insbesondere im 16. Jahrhundert eine regelrechte Blüte dieser Darstellungsform festzustellen ist. Der Ursprung dieses Kartentyps ist aber bereits im Spätmittelalter anzusetzen. So finden sich im 14. und 15. Jahrhundert in Italien, England, Frankreich und den Niederlanden

chenden Herrschaftsgebiete erstmals kartographisch umsetzte. Für Bayern sind hier besonders die Karten des Historiographen Johannes Turmair (Aventin, 1477–1534) von 1523 sowie die „Bairischen Landtaflen“ des Philipp Apian (1531–1589) zu nennen.



TIROLER LANDESMUSEUM FERDINANDUM (ZEUGHAUS), INNSBRUCK

Abb. 2: Ausschnitt aus der Karte des Paul Dax von 1544, betreffend das bayerisch-tirolerische Grenzgebiet (hier: Schaffreiter, Karwendel).



Abb. 3: Situationsdarstellung eines Unfallgeschehens in der Flur Oberbergen bei Landsberg am Lech, 1562.

Literatur

Thomas Horst, *Die älteren Manuskriptkarten Altbayerns. Eine kartographisch-historische Studie zum Augenscheinplan unter besonderer Berücksichtigung der Kultur- und Klimageschichte*, 2 Bde. (Untersuchung und Katalog, CVI + 589 S., 70 Abb. (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 161/1–2), München 2009, ISBN 978-3-406-10776-4, 88,00 €).

Terminhinweis

Das 15. Kartographiehistorische Colloquium findet vom 2. bis 4. September 2010 im Landesamt für Vermessung und Geoinformation Bayern statt (Alexandrastr. 4, 80538 München).

Rechtsanspruch dokumentieren. Jedoch veranlasste das Gericht oftmals auch selbst eine Augenscheinnahme der strittigen Örtlichkeiten. Es ist als interessantes Phänomen zu sehen, dass man sich dabei der Hilfe unparteiischer und vereidigter Künstler und Kartographen bediente, denen die Forensische Kartographie ein neues Tätigkeitsfeld eröffnete. Die von ihnen gestalteten Karten bringen die zur Erklärung des jeweiligen Prozessgegenstandes erforderliche räumliche Umwelt zur Darstellung, was anhand zweier Beispiele verdeutlicht werden soll.

Durch den Schuss auf eine Taube geriet – wie die Akten des Reichskammergerichtes im Bayerischen Hauptstaatsarchiv eindeutig belegen – das Strohdach des Söldenhäusls von Hans Schneider in Brand. Die für den Gerichtsprozess im Jahre 1557 verwendete Karte zeigt diese Szene (Abb. 1). Im Vordergrund ist dabei die Pasinger Mühle mit Mühlrad erkennbar, die am „wasser die würmb genandt“ liegt. Auf der gegenüberliegenden Flussseite ist eine Gruppe von Reitern dargestellt, die einen Holzsteg über die Würm überquert haben und die sich gerade auf dem Weg Richtung Wirtshaus

befindet, das als einziges Gebäude neben der Mühle nicht mit einem Strohdach, sondern mit Ziegeln gedeckt war. Unter ihnen ist auch derjenige Reiter, der gerade mit seinem Gewehr den verhängnisvollen Schuss auf die auf einem Walmdach sitzende Taube im heutigen Münchner Stadtteil Pasing abfeuert. Im Hintergrund des Augenscheins ist die Stadt München zu sehen mit ihren markanten Kirchtürmen (die Frauenkirche und die Doppelspitze des Alten Peters, die erst 1607 durch einen Blitzschlag zerstört wurde) sowie das Dorf Pasing selbst. Dies ist durchaus bemerkenswert, weil es sich zugleich um eine der ersten wirklichkeitstreuen Ansichten dieses Gebiets handelt.

Nur wenige Jahre später berichtet eine weitere Augenscheinkarte von einem Unfall am 5. Dezember 1562 in mehreren Situationsdarstellungen (Abb. 3): Ein Getreidehändler aus Schwabhausen bei Landsberg am Lech war im Winter mit seinen beiden Söhnen und zwei Fuhrwerken in der Flur von Oberbergen auf einem von Flechtwerk gesäumten Weg (parzelliert durch Pfahl- und Heckenreihen) unterwegs, um zum

Wochenmarkt nach Landsberg am Lech zu gelangen. Hier trennte er sich jedoch von seinen Söhnen, um einen anderen Weg zurückzugehen. Auf dem Heimweg (hier ist er nochmals mit seinen Spuren im Schnee zu sehen) nahm er aber eine vermeintliche Abkürzung und fiel bei einem pfahlfriedeten Grundstück in einen von der Oberberger Bauernschaft neu gegrabenen Brunnenschacht, wobei er zu Tode kam. Über dieses Unglück berichtet auf eindrucksvolle Weise eine Karte, die nicht nur die Personen in verschiedener zeitlicher Abfolge der Ereignisse szenisch abbildet, sondern auch die Spuren in der weißen Schneelandschaft in der Feldmark zwischen Oberbergen und Schwabhausen realistisch wiedergibt.

Die altbayerische Landschaft und ihre Menschen

Einen besonderen Wert haben Manuskriptkarten jedoch nicht nur aufgrund der vor Gericht verhandelten Objekte, sondern auch deshalb, weil sie detailgetreu die Landschaft Altbayerns aus einer vergangenen Zeit lebendig werden lassen. Als Beispiel kann die Grenzkarte des Tiroler Kartographen Paul Dax

(1503–1561) dienen, der „die Gränzen gegen den Bairland mit allen Gebirgen, Almen, Wäldern, Bächen und Thälern“ gemalt hat, wie sein Schreiben vom 30. September 1544 belegt (Abb. 2). Auf der im Tiroler Landesarchiv Ferdinandum im Zeughaus in Innsbruck verwahrten Karte ist deutlich das bayerisch-tirolische Grenzgebiet mit einer roten Grenzlinie hervorgehoben. Insgesamt führte Dax seine Karte schon in landschaftlich perspektivischer Weise aus, was am besten am Karwendelgebirge zu erkennen ist. Zudem zeigt das bei einer mehrtägigen Ortsbegehung aufgenommene Terrain auch zahlreiche blau eingezeichnete Flussläufe, die in jener Zeit als Verkehrs- und Handelswege eine enorme Bedeutung hatten.

Diesbezüglich ist bei den meisten Augenscheinkarten die Darstellung von Feldern, Wäldern und Gebirgsgipfeln interessant, die zumeist einheitlich mittels Baum- oder Maulwurfshügelsignaturen kartiert wurden. Es konnte aber auch vorkommen, dass die damaligen Kartographen eine Unterscheidung zwischen Laub- und Nadelwäldern vornahmen oder gar in ihren Karten individuelle Baum- oder Gebirgsformationen verwendeten, was für die Kulturwissenschaft, vor allem aber für die Historische Geographie, von Interesse ist.

Zudem können einige dieser handgezeichneten Kartenunilate auch als Beleg für einstigen Weinanbau im Herzogtum Bayern oder frührezente Gletschervorstöße in den Ostalpen dienen, was sie – sofern man sie richtig interpretiert und analysiert – als Quellen für die Klimageschichte anwendbar macht.

Gelegentlich sind auch Personen szenisch abgebildet (Abb. 4). Diese Darstellungen können von einem Selbstporträt des Kartenmachers bis hin zu der den Augenschein ein-

nehmenden Kommission im Felde reichen. Von volkskundlichem Interesse sind insbesondere diejenigen Karten, die Details wie Bauern beim Pflügen ihrer Felder sowie beim anschließenden Schmause oder bei kirchlichen Prozessionen zum Inhalt haben. Für die Rechtsgeschichte hingegen verdeutlichen vor allem die Galgendarstellungen die brutalen Rechtsvorstellungen einer vergangenen Zeit.

Die Entwicklung im 18. Jahrhundert

Der Kartentyp der Augenscheinkarte war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch. In dieser Zeit des Reformabsolutismus konnte sich eine behördliche Kartographie entwickeln, die mit den damals neuesten kartographischen Methoden der Triangulierung den Weg zu einem modernen staatlichen Vermessungswesen schuf (vgl. dazu Daniel Schlögl „Der planvolle Staat. Raumerfassung und Reformen in Bayern 1750–1800“ [Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte 138], München 2002). Die auf rationalen Überlegungen der Aufklärung basierende Kartographie hatte somit über die bildlich gestalteten, aber als rückschrittlich empfundenen Augenscheinkarten gesiegt. Der endgültige Übergang zur Grundrissdarstellung fand jedoch erst mit der Gründung des Topographischen Bureaus im Jahre 1801 statt, und noch heute werden vereinzelt Augenscheinskizzen vor Gericht verwendet.

Fazit und Ausblick

Im Rahmen des „Spatial Turn“ lässt sich in den Geistes- und Kulturwissenschaften in den letzten Jahren vermehrt eine Hinwendung zur Untersuchung von Karten feststellen. Hierbei hat man bisher kaum die zahlreichen in den Archiven liegenden Manuskriptkarten der Frühen Neuzeit herangezogen, obwohl

diese hierzu neben den schriftlichen Überlieferungen als Quelle für die Kulturgeschichte geradezu prädestiniert erscheinen. Denn sie können interessante Aspekte für die Nachbarwissenschaften wie die Bau- und Architekturgeschichte, die Heraldik oder die Onomastik liefern.

Diese Karten, die historische Vorgänge visuell begreifbar machen, sind somit Kulturdenkmäler, die das Raumbewusstsein einer vergangenen Zeit sowie deren Natur und Gesellschaft dokumentieren. Sie sind daher als Quellen für die Geschichtswissenschaft bemerkenswert, und es bleibt zu hoffen, dass man sich ihnen in Zukunft vermehrt zuwendet.

Der Autor ist Historiker mit den Schwerpunkten Kartographie- und Entdeckungsgeschichte. Er ist seit 2005 als Wissenschaftler am Lehrstuhl für Kartographie und Topographie (Kurt Brunner) der Universität der Bundeswehr München tätig. Im Sommersemester 2009 war er zudem Lehrbeauftragter für die Geschichte der Kartographie an der LMU München. Derzeit beschäftigt er sich mit der „Interdisziplinären Erforschung der in Bayern verwahrten Erdgloben unter Berücksichtigung der Kulturgeschichte“.



BAYHSTA.PLS. 4269

Abb. 4: Die Prunkkarte von Graisbach von 1570 stellt ein regelrechtes Kulturpanoptikum der Frühen Neuzeit dar. Detailszenen: Bauern beim Pflügen ihrer Äcker (unten) und Arbeiter im Steinbruch von Solnhofen.

VOLKSKUNDE

Das Kochbuch für Maria Annastasia Veitin

KOMMENTIERTE EDITION EINER KOCHBUCHHANDSCHRIFT AUS DEM JAHR 1748.

VON SIMON PICKL

In den frühen 1960er Jahren kam beim Umbau eines schon mehrere Jahrhunderte alten Wohnhauses im Markt Kastl bei Amberg in der Oberpfalz in einem Hohlraum ein handgeschriebenes Kochbuch zum Vorschein. Das Titelblatt weist es als „Kochbuch für Maria Annastasia Veitin“ aus dem Jahr 1748 aus. Handschriftliche Kochbücher aus dieser Zeit sind eine Seltenheit, zumal für den nordbayerischen Raum. Als buchstabengetreue Transkription mit Kommentar ist es nun in den Bayerischen Schriften zur Volkskunde als Band 10 erschienen. Eine umfangreiche Einführung und ein ausführlicher Anmerkungsapparat sowie ein Glossar erschließen diese Rarität und ordnen sie in den kulturellen Kontext ein.

Rezepte für ganz besondere Anlässe

Das Kochbuch enthält 225 Rezepte, die wohl vorwiegend für besondere Anlässe gedacht waren: Süßspeisen, Gebäck und teilweise extravagante Zubereitungsformen von Fleisch und Fisch. Außerdem enthält es Rezepturen für heilkräftige Speisen, Salben und Arzneien und diente dadurch auch der Gesundheit der Hausbewohner. Alltägliche Speisen sind kaum vertreten, was typisch für Kochbücher aus dieser Zeit ist: Einfache Gerichte konnte eine Köchin ohnehin auswendig, eine Gedächtnishilfe war dafür nicht notwendig.

„Ein Schönen bütter täig“ – Rezept 194 für Blätterteig in der Edition (links) und in der Handschrift aus dem Jahr 1748 (rechts).

Ein Buch mit sieben Siegeln?

Bei der Edition des Rezeptteils offenbarten sich zahlreiche Eigenheiten, die heute das Verständnis des Textes erheblich erschweren. Aufgrund seines Alters ist das Kochbuch in vielerlei Hinsicht ein Buch mit sieben Siegeln. Die zeitliche Ferne des Textes manifestiert sich zuerst im äußeren Erscheinungsbild, der deutschen Kurrentschrift. Ein weiterer großer Unterschied ergibt sich daraus, dass es im 18. Jahrhundert keine orthografische Norm gab. Für handschriftliche Texte galten damals eher lockere Konventionen, die erhebliche Spielräume zuließen. Die grafische Gestalt eines Wortes kann sich also im Einzelfall stark von seiner heutigen unterscheiden, zumal wenn regionale Gepflogenheiten oder die dialektale Aussprache eines Wortes Einfluss auf die Schreibweise nahmen.

Die Kochkunst des 18. Jahrhunderts

Doch nicht nur die Sprache des Kochbuchs erschwert es, die

Rezepte zu lesen; auch inhaltlich ist vieles darin unbekannt, unerwartet oder unverständlich. Gäbe es keine Unterschiede zwischen der Kochkunst damaliger und heutiger Tage, so wäre ein altes Kochbuch auch ohne Überraschungen.

Insbesondere die Veränderungen im Arbeitsbereich Küche spielen eine große Rolle. Im 18. Jahrhundert kochte man auf einem „offenen Herd“ auf offener Flamme, und der Backofen diente oftmals gleichzeitig als Heizung für die Stube. Allein die anderen Herd- und Ofenformen ziehen eine Vielfalt von heute nicht mehr bekannten Kochgerätschaften, wie z. B. die so genannte „Tortenpfanne“, nach sich.

Das Beispiel Blätterteig

Am besten lassen sich einige dieser Eigenheiten anhand eines Beispiels illustrieren. Werfen wir einen Blick auf das Rezept 194 für Blätterteig. Blätterteig kommt im Kochbuch für Maria Annastasia Veitin öfters vor und wird dann immer als „Butterteig“ bezeichnet, so auch bei diesem Rezept:

Ein Schönen bütter täig. prob.
Nimb .2. ʒ. schönes Mündt Mehl .4. loth bütter daründ“, mache / jhn mit .4. äyr ünd wein an, aber Nit gar zü feft falze / jhn ein wenig, wircke ihn mit den händen $\frac{1}{4}$. ftündt ab, biß / er blatern gibt, las ihn trüecknen, hernach wircke ihn auß, / Nimb .i. ü. $\frac{1}{2}$. ʒ. auß gewaschenen bütter wirck ihn hinein, / alfdann walecke ihn auß, mache. pafataten. od“. dorten daraüs // Wann dü zeit haft fo las den täig über Nacht ftehen, / aber den bütter müft erft den andern täig hinein wircken ||

Die Transkription der alten Kurrentschrift in moderne Antiqua lässt sich bewerkstelligen, und an die fehlende Zeichensetzung im heutigen Sinne kann man sich gewöhnen. Trotz der altertümlich anmutenden Schreibweise sind hier die meisten Wörter ohne weiteres verständlich, über manche gibt möglicherweise der eigene Dialekt Aufschluss, z. B. „Blattern“ (Blasen), für andere jedoch muss man alte Wörterbücher und Lexika bemühen: „Mundmehl“ ist besonders feines Mehl, „prob.“ in der Überschrift ist eine Abkürzung für lateinisch „probatum est“ (es ist bewährt). Die alten Maße und Gewichte können, auch wenn sie damals bei weitem nicht einheitlich waren, relativ genau bestimmt werden: Ein Pfund wog etwa 560 g, war also etwas schwerer als ein modernes Pfund. Ein Lot war ein 32stel eines Pfundes und entspricht demnach etwa 17,5 g.

Etwas rätselhafter wird es schon bei der Butter: Warum musste man sie „auswaschen“ und wie? Auskunft gibt hier die Oekonomische Encyclopädie von Johann Georg Krünitz, ein monumentales Nachschlagewerk aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Offenbar kam es damals oft vor, dass in der Butter „Schmutz und Unrath“, etwa „ein Faden aus dem Siebtuch, ein Har, oder eine andere Unreinigkeit“ enthalten waren, die durch wiederholtes Waschen in einem „Butter=Waschfaß“ entfernt werden konnten.

Aus dem Besitz eines wohlhabenden Haushaltes ...

Die Rezepte – in Verbindung mit den zahlreichen erläuternden Anmerkungen der Edition – ermöglichen einen Einblick in die Lebenswelt in einer Küche des 18. Jahrhunderts. Doch in was für eine Küche gehörte dieses Kochbuch überhaupt? Die als Einführung vorangestellten Untersuchungen zu sozialer Zugehörigkeit und geografischer Herkunft der Handschrift analysieren dafür zunächst die verwendeten Zutaten und Gebrauchsgegenstände. Die Rezepte verraten, dass das Kochbuch in einen wohlhabenden, wohl bürgerlichen Haushalt gehört haben muss: Teure Zutaten wie Zucker, orientalische Gewürze oder sogar die exotische Schokolade konnten sich einfache Leute damals nicht leisten. Die Erwähnung von Küchengeschirr aus Kupfer, Zinn und Messing liefert ein weiteres Indiz dafür, denn in Küchen einfacherer Haushalte wurden meist Ton-, Holz- und Eisengeschirr verwendet.

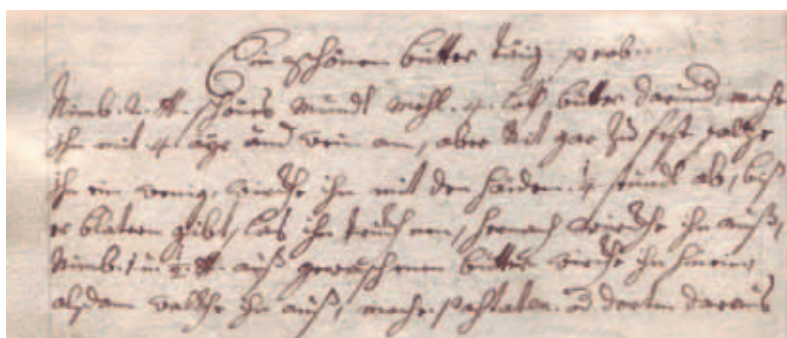
... in der Oberpfalz

Dass das Buch tatsächlich aus der Gegend des Fundortes stammt, konnte eine sprachwissenschaftliche Untersuchung der Schreibsprache belegen, denn bestimmte Schreib- und Ausdrucksweisen erlauben eine geografische Zuordnung. Hierfür wurden Dialektatlanten wie der Deutsche Wortatlas oder historische Grammatiken wie



Literatur
 Simon Pickl, *Das Kochbuch für Maria Anastasia Veitin. Kommentierte Edition einer Kochbuchhandschrift aus dem Jahr 1748*, 224 S., 13 Abb. (= Bayerische Schriften zur Volkskunde 10), München 2009, ISBN 978-3-7696-0460-3, 15,00 €.

die Frühneuhochdeutsche Grammatik von Virgil Moser zu Rate gezogen. Als Beispiel sei hier eine lautliche Besonderheit erwähnt: In (fast) allen Fällen fehlt vor ck, tz oder pf ein zu erwartender Umlaut. So heißt es drucken statt drücken, rucken statt rücken etc. Dies ist ein Kennzeichen der sog. bairischen Dialekte, was den sog. ostfränkischen Dialekt, der in den heutigen fränkischen Regierungsbezirken gesprochen wird, nicht mit einschließt. Durch diese erste Eingrenzung konnten die fränkischen Regierungsbezirke bereits ausgeschieden werden. Diese und einige weitere sprachliche Eigenheiten erlauben eine Zuordnung des Kochbuchs zu einem Gebiet, das ungefähr dem heutigen Regierungsbezirk Oberpfalz entspricht, in dem der sog. nordbairische Dialekt gesprochen wird.



Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Projekt „Neue Dialektometrie mit Methoden der stochastischen Bildanalyse“ am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft der Universität Augsburg. Im Rahmen seiner Magisterarbeit im Fach Volkskunde editierte er das hier vorgestellte Oberpfälzer Kochbuch aus dem Jahr 1748.



250 JAHRE BADW

Das Jubiläum in Bildern

DAS JUBILÄUMSJAHR 2009 GING MIT DEM TAG DER OFFENEN TÜR ERFOLGREICH ZU ENDE: EIN KLEINER RÜCKBLICK.

VON ELLEN LATZIN

Das Jubiläumsjahr ist zu Ende – Anlass genug, eine kleine Bilanz zu ziehen. Unter dem Motto „Wissenswelten“ feierte die Bayerische Akademie der Wissenschaften 2009 ihren 250. Geburtstag und füllte dazu eine ganze Reihe von

Veranstaltungsformaten mit Leben. Erstmals wurden alle Aktivitäten in einer Jahresbroschüre gebündelt. Zehn Fachsymposien mit unterschiedlichen Schwerpunkten fanden statt, etwa zur Akademie- und Wissenschaftsgeschichte, aber auch zu aktuellen Fragen der Forschung, etwa zur Evolutionstheorie oder zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik. 26 öffentliche Vorträge und Podiumsgespräche – meist in Themenreihen – lockten zahlreiche Gäste in die Residenz.

Neue Kooperationen

Dabei kamen im Jubiläumsjahr auch neue Kooperationen zustande, so z. B. mit der Bayerischen Staatsbibliothek in der Reihe „Grenzfragen. Natur- und Geisteswissenschaften im Gespräch“, für die 2010 eine zweite Staffel geplant ist. In Kooperation mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste lud

die Bayerische Akademie der Wissenschaften Schauspieler, Musiker und Schriftsteller zum gemeinsamen Gespräch mit Wissenschaftlern über „Wissenschaft im Spiegel der Literatur“. Die Besucherresonanz war über das ganze Jahr hinweg durchwegs groß, mitunter war der große Vortragssaal mit 420 Plätzen hoffnungslos überfüllt.

Auf eine wissenschaftshistorische Entdeckungsreise durch ganz München lud das von Tobias Schönauer koordinierte Ausstellungsprojekt „Wissenswelten. Die Akademie und die wissenschaftlichen Sammlungen Bayerns“ ein. Ein halbes Jahr lang – teils auch mit Verlängerungen bis Jahresende – zeigten 14 Institutionen in der Landeshauptstadt in einer bislang einzigartigen Zusammenarbeit Ausstellungen, die ganz unterschiedliche Aspekte der Akademie-Geschichte sowie der Forschungs- und Sammlungstätigkeit in Bayern seit 1759 präsentierte. Ein reich bebildeter Katalog gibt Einblicke in die Zeit, als der Akademie als „Attribute“ ein Großteil der wissenschaftlichen Sammlungen Bayerns unterstand.

Uraufführung im Münchner Cuvilliés-Theater

Ein ganz besonderer Höhepunkt war auch die Feierliche Jahressitzung am 27. Juni 2009. Sie fand am Abend mit der Uraufführung des Stückes „Wir gehen den Weg der Freiheit als ehrliche Leute voran – Musik und Szenen aus der Gründungsgeschichte der Akademie“ im Münchner Cuvilliés-Theater einen glanzvollen Abschluss.



BEIDE ABB.: BADW

Großer Andrang herrschte beim Vortrag von ifo-Präsident Hans-Werner Sinn über den „Kasino-Kapitalismus“ im Rahmen der Reihe „Forum Akademie“ (oben). Über Musik in Thomas Manns „Doktor Faustus“ diskutierten Dieter Borchmeyer, Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (im Bild links), und Siegfried Mauser, Präsident der Hochschule für Musik und Theater München, zum Auftakt der Gesprächsreihe „Wissenswelt im Spiegel der Literatur“.





H. LOBINGER



P. HENZA

Von Mönchen, Preußen und Gelehrten: Ein Höhepunkt war die Inszenierung der Gründungsgeschichte der Akademie im Münchener Cuvilliés-Theater. Das eigens für das Jubiläum geschriebene Stück basiert auf den Briefen der Gründungsmitglieder um Johann Georg von Lori. Die Münchner Hofkapelle spielte zwischen den Szenen zeitgenössische Barockmusik. Der Abend klang mit einem Staatsempfang im Comité-Hof der Münchner Residenz aus.



H. LOBINGER

Im Oktober und Dezember fanden insgesamt drei Tage der Offenen Tür statt: Das Leibniz-Rechenzentrum der Akademie und das Walther-Meißner-Institut für Tieftemperaturforschung stellten sich in Garching vor, die Türen der Akademie am Sitz in der Residenz öffneten sich am 5. Dezember 2009 (s. dazu S. 48–49).

Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich im Jubiläumsjahr für Veranstaltungen, Publikationen und Ausstellungen engagiert haben, gebührt besonderer Dank. Die starke Aufmerksamkeit, die die Akademie in der Medienberichterstattung gefunden hat, und die Anerkennung, die sich in dem großen Zulauf bei den Veranstal-

tungen spiegelt, entschädigen für die Mühen. Die Presseresonanz war durchwegs erfreulich: mehr als 50 Beiträge in überregionalen und bayerischen Tageszeitungen, von der „Süddeutschen Zeitung“ bis zur „Welt am Sonntag“, von der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ bis zum „Straubinger Tagblatt“. Zwei ausführliche Sendungen im

Zum Abschluss der internationalen Konferenz über Judentum, Christentum und Islam in der Geschichte diskutierten die Sektionsleiter: Hartmut Bobzin, Michael Brenner, Tilman Nagel, Heinz Schilling, Gudrun Krämer, Hans Maier und Dietmar Willoweit (v. l. n. r.). Der Tagungsband erscheint 2010 im Oldenbourg Verlag (L. Gall/D. Willoweit (Hrsg.): *Judaism, Christianity, and Islam in the Course of History: Exchange and Conflicts* [= Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, Bd. 82]).



HISTORISCHES KOLLEG, MÜNCHEN
ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG/M. EGERLEIN



BADW

Auf großes Publikumsinteresse stieß der Darwin-Tag am 12. Februar 2009. Über „Die Evolutionstheorie aus heutiger Sicht“ diskutierten Jörg Hacker, Peter Schuster und Bert Hölldobler (oben), der seine Untersuchungen zur Evolution des sozialen Verhaltens am Beispiel der Ameisen vorstellte.



Die Akademie im Stadtbild Münchens: Werbeplakate für vier der 14 Ausstellungen des Kooperationsprojektes „Wissenswelten“, die von März 2009 an zu sehen waren: „Den Hieroglyphen auf der Spur“, „Der Glanz der Arethusa“, „Helle Köpfe“ und „Schätze der Neuen Welt“. Oben: Auch die Archäologische Staatssammlung beteiligte sich mit einer Ausstellung an den „Wissenswelten“.

BADW



BADW



BADW/D. EINZEL



LRZ/V. SEIBT

Links: Die Akademie stellt sich vor: Wolfgang Sprißler, Vorsitzender des Freundeskreises der Akademie (links), informierte sich beim Tag der Offenen Tür am 5. Dezember 2009 über Experimente des Walther-Meißner-Instituts im Bereich tiefster Temperaturen. Rechts: Ruhe vor dem Sturm: die Posterausstellung im Erdgeschoss des Leibniz-Rechenzentrums, das seine Türen am 24. Oktober 2009 öffnete – 1200 Besucherinnen und Besucher nutzten die Gelegenheit.

Bayerischen Rundfunk, darunter die Erstausstrahlung des 45-minütigen Dokumentarfilmes „Für Bayern die Besten“ von Jörg Richter, und mehrere kürzere Fernsehbeiträge informierten über die Akademie, ferner einige Radiofeatures. Genauer ist in der neuen Rubrik „Pressespiegel“ unter www.badw.de/aktuell nachzulesen.

Neben zwei Ausstellungskatalogen entstanden mehrere Publikationen im Zusammenhang mit dem Jubiläum, darunter ein von Dietmar Willoweit herausgegebener Sammelband mit Gelehrtenportraits unter dem Titel „Denker, Forscher und Entdecker“, eine Sonderausgabe von „Akademie Aktuell“ (02/2009) sowie eine mittlerweile vergriffene Schwerpunktausgabe der „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“. „Wir haben in diesem Jubiläumsjahr die Geschichte unserer Akademie als Teil der Wissenschaftsgeschichte neu entdeckt und werden uns weiterhin diesem Thema widmen“, erklärt Dietmar Willoweit.

Ausblick

Und wie geht es weiter? Die Öffentlichkeitsarbeit, die Vermittlung wissenschaftlicher Fragen

und Entwicklungen, die bereits vor dem Jubiläumsjahr begonnen hatte, wird auch in Zukunft Bestandteil der Akademiarbeit sein. Veranstaltungen für das wissenschaftliche Fachpublikum und für die interessierte Öffentlichkeit sind auch für 2010 in Vorbereitung. Den Auftakt macht derzeit die interdisziplinäre Vortragsreihe zum schönen Thema „Spiel und Spielen aus wissenschaftlicher Sicht“, die das Sprecher-Kollegium organisiert hat und die noch bis Mitte April läuft. „Die verstärkte Wahrnehmung der Akademie in der Öffentlichkeit motiviert unsere Mitglieder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Wissenschaft einem breiteren Publikum zu vermitteln. Diese Aufgabe hatte die Akademie auch in früheren Zeiten, und sie verträgt sich gut mit der hier geleisteten Forschungsarbeit“, so Akademiepräsident Dietmar Willoweit.



Die Autorin ist für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verantwortlich.



BS/B

Auftakt einer neuen Kooperation: Die Akademie und die Bayerische Staatsbibliothek luden im November 2009 zum ersten Gesprächsabend der Reihe „Grenzfragen. Natur- und Geisteswissenschaften im Gespräch“. Friedemann Schrenk (links) und Michael Bolus (rechts) diskutierten mit Moderator Thomas O. Höllmann über „Menschwerdung und Kultur“.



ARD-Tagesschau vom 27. Juni 2009: bundesweite Berichterstattung über den Festakt zum 250-jährigen Bestehen in München.

JUBILÄUMSRÜCKBLICK

Von Keilschrift und Nanotechnologie

AM 5. DEZEMBER 2009 LUD DIE AKADEMIE ZUM TAG DER OFFENEN TÜR IN DIE MÜNCHNER RESIDENZ.



BADWID. EINZEL

VON TOBIAS SCHÖNAUER

Der Präsident der Akademie läßt bitten... Zum erstmalig Besichtigungstag am Marstallplatz – Volksfreundliche Wissenschaftler“. So lautete im Dezember 1960 die Überschrift im Münchner Merkur über den ersten Tag der Offenen Tür in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 49 Jahre später sah der – nach 1960 und

1999 inzwischen dritte – Tag der Offenen Tür natürlich ganz anders aus. „Wissenswelten – Von der Keilschrift bis zur Nanotechnologie“ lautete das Motto im Jahr des 250-jährigen Bestehens der Akademie. Der Tag der Offenen Tür war ein Höhepunkt und gleichzeitig auch die Schlussveranstaltung im Jubiläumsjahr.

Acht Themeninseln

Im gesamten Akademietrakt im Nordostflügel der Münchner Residenz fanden Aktivitäten statt. Acht Themeninseln halfen den rund 800 Besucherinnen und Besuchern dabei, sich im Haus zu orientieren. Dies war bei 38 teilnehmenden Akademiekommissionen auch notwendig. Ein großer Informationsstand im Foyer mit einem Gebäudeplan und einer Programmübersicht war erster Anlaufpunkt für Gäste.

Im Erdgeschoss und im Keller mit der Geodäsiesammlung konnte man



BEIDE ABB.: BADWID. EINZEL

unter dem Motto „Die Erde – Sehen, Messen, Deuten“ Disziplinen wie Geodäsie, Hochdruckforschung oder Ökologie erkunden. Die Themeninsel „Große Denker, Gelehrte und Künstler“ fand sich ebenso im 1. Obergeschoss wie „Physik, Technik, Mathematik“, das „Mittelalter“ und die „Theologie“. Das 2. Obergeschoss war den Themenschwerpunkten „Orientalistik“, „Archäologie – Antike – Altertum“ und „Bayern“ vorbehalten. Jede Kommission besetzte einen Stand mit Informationspostern und gab mit Hilfe verschiedener Präsentationsformen Einblick in ihre Arbeit: Vitrinen, Publikationen, Informationsmaterial, Hörbeispiele, Internet-Datenbanken mit umfangreichen Suchfunktionen und vieles mehr luden die Gäste zur näheren Beschäftigung ein.

Daneben konnten die Besucher auch einen Blick in das Archiv der Akademie werfen. Ein umfangreiches Kinderprogramm, das zum



BEIDE ABB.: BADWIM. WEBER





Teil von Akademiemitarbeitern, zum Teil in Kooperation mit dem Museums-Pädagogischen Zentrum durchgeführt wurde, ermöglichte es Eltern, in Ruhe das Programmangebot wahrzunehmen, während die Kinder anspruchsvoll und mit einem direkten Bezug zu Akademieprojekten (z. B. Tibetisches Wörterbuch oder Archäologie) beschäftigt waren. Eine Keilschriftschreiberin ritzte kostenlos den Namen der Besucher in Keilschrift auf Tontäfelchen ein. Vor dem Eingang zum Herkulesaal war mit Getränken und kleinen Speisen auch für das leibliche Wohl gesorgt.

Andrang bei den Vorträgen

Auf großes Interesse stießen die halbstündigen Kurzvorträge, mit denen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Akademie ihre Arbeit vorstellten. Die Bandbreite reichte hier von „Alpen ohne Gletscher“ über „Aktuelle Beispiele aus

der Arbeit der Inschriftenkommission“ bis zu „Geschichtsquellen im Internet“. Der Saal war stets gut gefüllt, und die Möglichkeit, Fragen zu stellen, wurde rege in Anspruch genommen. Ein Glücksfall und eine besondere Attraktion war der Vortrag des früheren Leiters des Residenzbauamtes, Otto Meitinger, über den Wiederaufbau des Akademietraktes in den 1950er Jahren.

Am Stand des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung herrschte wegen der anschaulichen Experimente großer Andrang: Das durch Supraleitung schwebende Rennauto oder die „schockgefrorenen“ Blumen faszinierten Jung und Alt. Die von Akademiepräsident Dietmar Willoweit geleitete Podiumsdiskussion zum Thema „Ein Debattierklub alter Männer? Die Akademie als Gelehrten-gemeinschaft“ brachte den Besuchern die Besonderheiten der Gelehrten-gesellschaft nahe.

Anstrengend, aber anregend und gelungen

Im Filmsaal waren unterschiedliche Filme über die Akademie, ihre Geschichte und einzelne Kommissionen zu sehen. Daneben fanden regelmäßig Führungen durch das Gebäude, die Thesaurusbibliothek, durch die Geodäsiesammlung im Keller sowie in die Büros und Redaktionen einzelner Kommissionen statt. Der Chor aus Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Akademie rundete mit seinen beiden Konzerten – u. a. mit Stücken von Orlando di Lasso – das abwechslungsreiche Programm ab und setzte gleichzeitig einen musikalischen Schlusspunkt am Ende des Tages, der von den Mitwirkenden und Besuchern als außerordentlich anregend und gelungen wahrgenommen wurde.

BEIDE ABB.: BADW./M. WEBER

Der Autor ist promovierter Historiker und hat im Jubiläumsjahr 2009 das Ausstellungsprojekt „Wissenswelten“ mit 14 Partnern sowie den Tag der Offenen Tür organisiert.



BADW./M. WEBER



GEBURTSTAG

Musikgeschichte in Zusammenhängen

DER MUSIKWISSENSCHAFTLER THEODOR GÖLLNER FEIERTE AM 25. NOVEMBER 2009 SEINEN 80. GEBURTSTAG. SEIT 1982 GEHÖRT ER ALS ORDENTLICHES MITGLIED UNSERER AKADEMIE AN.

VON
ULRICH KONRAD

Takt im allgemeinen bezeichnet das feine Gefühl für das Rechte und Schickliche, wie es vielleicht etwas altmodisch heißt, die charakterliche Befähigung zu einem sensiblen und angemessenen Urteil im zwischenmenschlichen Umgang. Takt im Besonderen, das heißt als Terminus der musikalischen Fachsprache, steht für das nach bestimmten Verhältnissen abgemessene Zeitmaß einer rhythmischen Bewegung. Während die allgemeinere Bedeutung des Worts eher jüngeren Datums ist, reicht die spezielle weit zurück in die Musiklehre des 15. Jahrhunderts. Wenn dort von *tactus* die Rede ist, dann kommt das wechselnde Verhältnis einer Zeiteinheit zur mensuralen Notenschrift zur Sprache, einer Notenschrift, die primär für die Aufzeichnung von Vokalmusik verwendet wurde.

Ein Wissenschaftler der Musik

Dass dieses Verständnis tiefer gründet, und zwar in der Instrumentalmusik, und hier in der frühen deutschen Orgelmusik seit dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts und ihrer theoretischen Ausprägung



Seit 1983 Vorsitzender der Musikhistorischen Kommission: Theodor Göllner.

Solche Verknüpfungen reichen etwa vom erwähnten *tactus* der Orgel- und Mensuralmusik der Renaissance bis zur Bedeutung des neuzeitlichen Takts in den Werken der Wiener Klassik oder von Formen liturgischer Einstimmigkeit im Mittelalter bis zu deren künstlerischer Adaption in Instrumentalwerken Joseph Haydns, Wolfgang Amadé Mozarts und Ludwig van Beethovens.

So sehr Göllner sich dabei auch in die historische Einzelpersone oder den Ausschnitt einer Komposition zu vertiefen vermag, so wenig interessiert ihn der Blick des auf einem einzigen Forschungsgebiet institutionalisierten Fachmanns. Es erscheint paradox, aber Göllner hat bedeutende Beiträge zur Mittelalter-, Schütz-, Bach- und Haydn-Forschung geleistet, ohne doch im engen Sinne als Mittelalter-, Schütz-, Bach- oder Haydn-Forscher gelten zu wollen. Er versteht sich vielmehr als Wissenschaftler der Musik, als Suchender, der in der Musik (und nicht in ihrem Drumherum) nach Prinzipien ihrer kompositorischen Form sucht.

wurzelt, das hat Theodor Göllner in gewichtigen Studien herausgearbeitet. In diesem Gegenstand, der dem heutigen Musikgenuss – überwiegend auf das Erleben ausdrucksstarker Kompositionen ausgerichtet – nahezu völlig entzogen ist, findet sich ein Kristallisationspunkt von Göllners musikwissenschaftlichem Denken. Dieses war seit je perspektivisch ausgerichtet und sucht nach Linien, die temporäre Erscheinungsformen bestimmter Phänomene in der Vorstellung einer longue durée zusammenbinden.



Akademischer Werdegang: von Heidelberg über München nach Santa Barbara

Geboren in Bielefeld, führte Göllners akademischer Weg 1949 zunächst an die Universität Heidelberg. Hier fand er früh die ihn prägenden Lehrer, allen voran Thrasybulos Georgiades in der Musikwissenschaft, dann auch Hans-Georg Gadamer in der Philosophie und Walther Bulst in der Lateinischen Philologie des Mittelalters. Die 1957 abgeschlossene Dissertation war den Formen früher Mehrstimmigkeit in deutschen Handschriften des späten Mittelalters gewidmet. Dieser historischen Epoche blieb er treu: Zehn Jahre später habilitierte sich Göllner, inzwischen Assistent seines Doktorvaters Georgiades in München, mit einer grundlegenden Abhandlung über die mehrstimmigen liturgischen Lesungen, deren Tradition er bis ins 17. Jahrhundert und hin zu Heinrich Schütz verfolgte.

Ungewöhnlich für einen deutschen Musikwissenschaftler seiner Generation, aber biographisch bedingt durch die Ehe mit seiner amerikanischen Kommilitonin Marie Louise Martinez, ging Göllner 1967 als Professor an die University of California, Santa Barbara, und blieb seither ein Wanderer zwischen den Welten (er publiziert sowohl auf Deutsch wie auf Englisch).

Seit 1973 auf dem Münchner Lehrstuhl

Von 1973 bis zur Emeritierung 1997 hatte er den Münchner Lehrstuhl für Musikwissenschaft inne und prägte in diesem knappen Vierteljahrhundert die Musikwissenschaft auf seine unverwechselbare Weise.

Seine eminente Kennerschaft auf dem Gebiet der Musik des Mittelalters stellte und stellt er

seit langem in den Dienst der Musikhistorischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, zu deren ordentlichem Mitglied er vor 28 Jahren gewählt wurde. Bis heute liegen die Geschehnisse der beiden wichtigen musikwissenschaftlichen Akademievorhaben, der Orlando-Lasso-Gesamtausgabe und des *Lexicon musicum latinum* in seiner bewährten Hand. Als Vorsitzender der Gesellschaft für Bayerische Musikgeschichte betreute er von 1981 bis 2001 die traditionsreiche Serie der „Denkmäler der Tonkunst in Bayern“.

Akademiepublikationen

Für die Einschätzung der inhaltlichen Breite, die Göllners wissenschaftliches Œuvre auszeichnet, ist eine Umschau in den Annalen der Akademie lehrreich. Hier stößt der Suchende auf eine bedeutende Reihe von Beiträgen zu den unterschiedlichsten musikhistoriographischen Fragen. So hat Göllner 1986 in den Abhandlungen eine wichtige Studie über „Die Sieben Worte am Kreuz bei Schütz und Haydn“ vorgelegt. In den Sitzungsberichten ist er als Autor von Vorträgen über das „Et incarnatus est in Bachs h-moll-Messe und Beethovens Missa solemnis“ sowie über „Die psalmische Tradition bei Monteverdi und Schütz“ vertreten. In guter Erinnerung bleibt sein öffentlicher Vortrag von 1997 in der Akademie, den er dem Thema „Sprache und Spiel, Vokales und Instrumentales in der Musik“ gewidmet hat.

Viel beachtete Symposien

Aber auch als Organisator von und Beiträger zu viel beachteten Symposien hat Göllner die Arbeit der Akademie und deren Musikhisto-

rischer Kommission wirkungsvoll nach außen getragen. Vor zehn Jahren lenkte er die Aufmerksamkeit auf „Mozarts ‚Idomeneo‘ und die Musik in München zur Zeit Karl Theodors“, und 2004 versammelte er eine ansehnliche Gruppe von international renommierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, um „Die Münchner Hofkapelle des 16. Jahrhunderts im europäischen Kontext“ einer aktuellen Würdigung zu unterziehen. Die eindrucksvollen Ergebnisse dieser und anderer Veranstaltungen sind in gewichtigen, von ihm herausgegebenen Tagungsberichten dokumentiert.

Verbundenheit mit der „Münchner Schule“ der Musikwissenschaft

In diesen Akademiepublikationen, dann in weiteren Studien, deren Essenz in einer Schriftensammlung gebunden ist, die zum 80. Geburtstag unter dem sprechenden Titel „Musikgeschichte in Zusammenhängen“ publiziert wurde, spiegeln sich insgesamt die zentralen Forschungsinteressen Göllners. Sie gelten, neben den bereits genannten Themen, im Besonderen dem Verhältnis von Aufführungstradition, Notation und Komposition, dann der Wechselwirkung von vokaler und instrumentaler Musik über die Zeiten hinweg bis ins frühe 19. Jahrhundert.

In dieser Konzentration und der Konsequenz, mit der Theodor Göllner seine wissenschaftlichen Aufgaben verfolgt hat, zeigt sich eine enge geistige Verbundenheit mit der langen Geschichte der „Münchner Schule“ der Musikwissenschaft. Nicht zuletzt als deren treuer Sachwalter markiert er eine Position in seinem Fach, deren traditionsgebundene Eigenständigkeit, manchmal auch Eigenwilligkeit, unübersehbar ist.

Der Autor ist ordentlicher Professor für Musikwissenschaft an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und seit 2007 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie ihrer Musikhistorischen Kommission.

AKADEMIE INTERN

Kurz notiert

VON GISELA VON KLAUDY

RUNDE GEBURTSTAGE

80 JAHRE

Prof. Dr. Theodor Göllner, Professor emeritus für Musikwissenschaft, am 25. November 2009.

Prof. Dr. Wilhelm J. R. Brenig, Professor emeritus für Theoretische Physik, am 4. Januar 2010.

Prof. Dr. Werner Habicht, Professor emeritus für Englische Philologie, am 29. Januar 2010.

Prof. Dr. Jürgen

Voitländer, Professor emeritus für Physikalische Chemie, am 16. Februar 2010.

Prof. Dr. Paul von Ragué Schleyer, Professor emeritus für Chemie, am 27. Februar 2010.

VERSTORBENE MITGLIEDER

Prof. Dr. h. c. mult. Sir Hugh Lloyd-Jones, Regius Professor emeritus of Greek, * 21. September 1922 † 5. Oktober 2009.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. André Gouron, Professor emeritus für Rechtsgeschichte, * 21. Juni 1931 † 22. Dezember 2009.

EHRENDOKTOR- WÜRDEN

Prof. Dr. Hans-Peter Blossfeld, Professor für

Soziologie, Ehrendoktorwürde der Universität Tallinn (Estland).

Prof. Dr. Claus Roxin, Professor emeritus für Strafrecht, Strafprozessrecht und Allgemeine Rechtstheorie, Ehrendoktorwürde der Universität Andres Bello, Santiago de Chile/Viña del Mar.

Prof. Dr. Bernd Schüemann, Ehrendoktorwürde der Staatlichen Chengchi-Universität Taiwan.

ORDEN, PREISE, EHRUNGEN

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Peter Häberle, Professor emeritus für Öffentliches Recht, Rechtsphilosophie und Kirchenrecht, Direktor der Bayreuther Forschungsstelle für Europäisches Verfassungsrecht, Österreichisches Ehrenkreuz 1. Klasse.

Prof. Dr.-Ing. Dr.-Ing. E. h. mult. Franz Mayinger, Professor emeritus für Thermodynamik, Ehrenszenator der Universität Bayreuth.

Prof. Dr. Claus Roxin, Professor emeritus für Strafrecht, Strafprozessrecht und Allgemeine Rechtstheorie, Strafrechtspreis 2009 der Associazione Silvia Sándano.

Prof. Dr. Manfred Weitlauff, Ordinarius a. D. für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Bayerischer Verdienstorden.

MITGLIEDSCHAFTEN

Prof. Dr. Gerhard Abstreiter, Professor für Physik, Mitglied der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften – acatech.

Prof. Dr. Christoph Bräuchle, Professor für Physikalische Chemie, Mitglied der Academia Europaea.

Prof. Dr. Ulrich Konrad, Professor für Musikwissenschaft, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz.

Prof. Dr. C. Ulises Moulines, Professor für Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie, korrespondierendes Mitglied der Katalanischen Forschungsgesellschaft (Institut d'Estudis Catalans).

Prof. Dr. Susanne Renner, Professorin für Systematische Botanik, Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina.

AUSGESCHIEDENE MITARBEITER

Prof. Dr. Jörg Jantzen, wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für die Herausgabe der Werke von Schelling, am 31. Dezember 2009.

Dr. Sylvia Krauß, Archivdirektorin am Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Akademiearchivarin, am 31. Dezember 2009.

Dr. Sibylle Ohly und **Daniela Schmidt M. A.**, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen in der Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters, am 31. Dezember 2009.

Prof. Dr. Erwin Schubert, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Walther-Meißner-Institut (WMI), am 31. Januar 2010.

NEUE MITARBEITER

Daniel Vogel, Verwaltungsangestellter im Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. August 2009.

Anke Hoffstadt M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, am 1. September 2009.

Nina Fischer, Angestellte in der Akademie-Verwaltung, am 1. Januar 2010.

Dr. Genoveva Rausch M.A., Archivrätin am Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Akademiearchivarin, am 1. Januar 2010.

Christiane Laschka, technische Mitarbeiterin im Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 1. Februar 2010.

Dr. Sabine Buttinger, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kommission für das Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“, am 15. Februar 2010.

Dr. Arne Zerbst, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission für die Herausgabe der Werke von Schelling, am 1. April 2010.

DIENSTJUBILÄEN

40-jähriges Dienstjubiläum:
Eva Regenscheidt-Spies,
 Generalsekretärin der
 Akademie,
 am 17. Februar 2010.

25-jähriges Dienstjubiläum:
Dr. Norbert Eschbach,
 wissenschaftlicher Mit-
 arbeiter der Kommission
 für das Corpus Vasorum
 Antiquorum,
 am 1. Januar 2010.



BEIDE ABB.: BADW

ZUWAHLEN IN DEN KOMMISSIONEN

Prof. Dr. Rüdiger Harnisch,
 Kommission für Mundart-
 forschung.

Prof. Dr. Ulrich Raulff,
 Kommission für Neuere
 deutsche Literatur.

Prof. Dr. Maria Selig,
 Kommission für die Heraus-
 gabe eines altokzitanischen
 Wörterbuches.

Prof. Dr. Wolfgang Wüst,
 Kommission für bayerische
 Landesgeschichte.

Prof. Dr. Paul Ziche,
 Kommission für die
 Herausgabe der Schriften
 von Schelling.

Alfred Läßle, Leitender
 wissenschaftlicher Mitarbei-
 ter des Leibniz-Rechenzent-
 rums, ist zum 31. Dezember
 2009 ausgeschieden.

Dr. Helmut Reiser ist sein
 Nachfolger und neuer Leiter
 der Abteilung Kommunika-
 tionsnetze.

**Prof. Dr. Gerhard
 Neumann**, Vorsitzender der
 Kommission für die Heraus-
 gabe der Schriften von
 Schelling, hat dieses Amt
 niedergelegt,

Prof. Dr. Frank Büttner
 wurde zu seinem Nachfol-
 ger gewählt.

**Prof. Dr. Martin Schulze
 Wessel**, Professor für Ge-
 schichte Ost- und Südost-
 europas, ist im Rahmen der
 Kooperation zwischen
 dem Historicum der Ludwig-
 Maximilians-Universität
 München und dem Histo-
 rischen Kolleg ein Jahr lang
 zu Gast im Kolleg.

**Prof. Dr. Peter Stroh-
 schneider**, Professor für
 Germanistische Mediävistik,
 wurde erneut zum Vorsitzen-
 den des Wissenschaftsrates
 gewählt.



Im Jubiläumsjahr führte der Herbstausflug die Gesellschaft der Freunde der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 19. Oktober 2009 zum Meteorologischen Observatorium auf dem Hohenpeißenberg und zum Kloster Polling. Beide Ziele weisen eine enge Verbindung zur Akademiegeschichte auf: Die älteste Bergwetterstation der Welt war lange ein „Attribut“ der BADW, vom Kloster Polling gingen maßgebliche Impulse zur Akademiegründung aus. Der plötzliche Wintereinbruch hielt die Mitglieder um **Dr. Wolfgang Sprißler** (im Vordergrund), seit Jahresbeginn 2009 Vorsitzender der Gesellschaft, nicht vom Besuch des 30 m hohen Turmes des Observatoriums ab.

WEITERE PERSONALIA

**Prof. Dr. h. c. mult. Roland
 Z. Bulirsch** hat sein Amt als
 Sekretar der Mathematisch-
 naturwissenschaftlichen
 Klasse niedergelegt. Sein
 Nachfolger im Amt des
 Klassensekretars ist
**Prof. Dr. Dr. h. c. Horst
 Kessler** (s. auch S. 4).

ZUWAHLEN

Neue Mitglieder 2010

AM 19. FEBRUAR 2010 WÄHLTE DIE BAYERISCHE
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN 12 NEUE MITGLIEDER.

VON ELLEN LATZIN

Einmal im Jahr ergänzt sich die Bayerische Akademie der Wissenschaften durch Zuwahlen. Eine Selbstbewerbung ist dabei ausgeschlossen, gewählt wird ausschließlich nach dem wissenschaftlichen Ansehen.

Philosophisch-historische Klasse: Ordentliche Mitglieder

Der Germanist **Peter Strohschneider** hat – nach Professuren an der TU Dresden, in Paris und Tübingen – seit 2002 den Lehrstuhl für Germanistische Mediävistik an der LMU München inne. Hier ist er Projektleiter im SFB 573 „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit“ und initiierte im Rahmen des Elitennetzwerks Bayern das internationale Doktorandenkolleg „Textualität in der Vormoderne“. Die wichtigsten Schwerpunkte seiner Forschung liegen im Bereich der Theorie des vormodernen Textes sowie der höfischen Literatur des Hoch- und Spätmittelalters, die er vor allem un-

ter kommunikations-, medien- und kulturanthropologischen Fragestellungen zu erschließen sucht. Das Themenspektrum seiner wissenschaftlichen Publikationen reicht jedoch von der hochmittelalterlichen „Klassik“ bis zum frühneuhochdeutschen Roman und zur Emblematik, von der Kunstgeschichte bis zur Bibliothekswissenschaft, von der Literaturtheorie bis zur Editionsphilologie, von der Wissenschaftsgeschichte bis zur aktuellen Positionsbestimmung der Mediävistik. Peter Strohschneider wurde 2005 in den Wissenschaftsrat gewählt und ist seit 2006 dessen Vorsitzender.

Annegret Heitmann habilitierte sich 1994 mit einer Untersuchung zur dänischen Frauenbiographie. Im selben Jahr wurde sie auf ein Extraordinariat für Skandinavistik an der LMU München berufen, das 1997 in einen Lehrstuhl für Nordische Philologie umgewandelt wurde, den sie seitdem innehat. Ein Schwerpunkt ihrer Arbeiten liegt in der skandinavischen Literatur an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, ein

weiterer im Verhältnis von Wort- und Bildkunst. Sie beschränkte sich dabei nicht allein auf die spektakuläre Wirkung Edvard Munchs, sondern fragte generell nach der Rolle von Malerei, des Tanzes oder der Photographie in literarischen Texten. Aktuell befasst sich Annegret Heitmann im Rahmen zweier DFG-Projekte mit dem Aphorismus in seinen skandinavischen Spielarten und mit dem „Genre der Anfangserzählungen in der skandinavischen Literatur um 1900“. In Würdigung ihrer wissenschaftlichen Verdienste und ihres Beitrags zum deutsch-skandinavischen Kulturaustausch erhielt sie 2004 das Bundesverdienstkreuz am Bande. Die Norwegische Akademie der Wissenschaften in Oslo wählte sie 2009 zu ihrem korrespondierenden Mitglied.

Die politische Theorie und Philosophie sind die Forschungsgebiete von **Henning Ottmann**, der bis 2009 den gleichnamigen Lehrstuhl an der LMU München innehatte. Er hat sich in den 1980er und 1990er Jahren als Nietzscheforscher einen Namen gemacht und brachte im Jahr



Peter Strohschneider



Annegret Heitmann



Henning Ottmann



Josef Drexler



D. AUSSERHOFER

Jutta Allmendinger

2000 mit dem „Nietzsche-Handbuch“ ein Standardwerk heraus, das nicht nur einen systematischen Einblick in Nietzsches Denken gibt, sondern auch die Wirkungsgeschichte analysiert. 2001 nahm er eine „Geschichte des politischen Denkens“ im Verlag Metzler in Angriff, die aus einer Hand einen umfassenden Überblick über 2.000 Jahre politischer Theorie bietet und mit sieben bereits erschienenen Bänden kurz vor dem Abschluss steht.

Josef Drexl wurde nach Ordinarien in Würzburg und München im Jahr 2001 zum geschäftsführenden Direktor des Max-Planck-Instituts für Geistiges Eigentum, Wettbewerb und Steuerrecht ernannt. An der Juristischen Fakultät der LMU München hat er eine Honorarprofessur inne. Seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen behandeln v. a. folgende Themen: das Verbraucherschutzrecht, das Immaterialgüterrecht, das Wettbewerbsrecht, das Medien-, Informations- und Telekommunikationsrecht sowie das europäische und internationale Wirtschaftsrecht insgesamt. Ein besonderes Augenmerk gilt der Fortentwicklung des Rechts der Welthandelsorganisation (WTO) mit Schwerpunkt im Kartellrecht sowie der Einwirkung des WTO-Rechts auf das Europäische Recht.

Korrespondierende Mitglieder

Die Soziologin **Jutta Allmendinger** ist seit 2007 Professorin für



PRIVAT

Theo Kölzer

Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung. Zuvor leitete sie das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit. Ihre Forschungsgebiete sind u. a. die Soziologie des Arbeitsmarktes, Bildungssoziologie, Soziale Ungleichheit, Sozialpolitik, Organisationen und Lebensverläufe. Hier hat sie seit Anfang der 1990er Jahre eine Vielzahl von empirischen Studien durchgeführt, u. a. zu den Themen „Die Rückkehr von Frauen in die Beschäftigung – das Potential erwerbsloser Frauen für den Arbeitsmarkt“, „Gemeinsam leben – getrennt wirtschaften. Zu Grenzen der Individualisierung in Paarbeziehungen“ und „Sozialstaatsreformen und Geldallokation in Haushalten“. Sie ist u. a. Mitglied der Wissenschaftlichen Kommission des Wissenschaftsrats, in der Expertenkommission Forschung und Innovation der Bundesregierung sowie im Sozialbeirat für die Rentenversicherung der Bundesregierung. Für ihre öffentliche Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen erhielt sie 2009 den „Communicator-Preis“.

Theo Kölzer, ordentlicher Professor für mittlere und neuere Geschichte, historische Hilfswissenschaften und Archivkunde an der Universität Bonn, ist einer der führenden Urkundenforscher in der deutschen



PRIVAT

Uwe Jannsen

Geschichtswissenschaft. Er edierte im Rahmen der Diplomata-Reihe der Monumenta Germaniae Historica (MGH) die Urkunden der Kaiserin Konstanze und die Merowinger-Urkunden. Seine bahnbrechenden Ergebnisse – er konnte nachweisen, dass etwa zwei Drittel der Merowinger-Urkunden gefälscht sind und dass es keine echte Merowinger-Urkunde für Frankreich jenseits der Loire gibt – begleitete er mit der Veröffentlichung der zweibändigen „Merowinger-Studien“ (1998/99). Zurzeit arbeitet er an der ersten kritischen Edition der Urkunden Kaiser Ludwigs des Frommen, des Nachfolgers von Karl dem Großen. Theo Kölzer gehört der Zentralkommission der MGH an, ist seit 2001 Präsident der Commission Internationale de Diplomatique und seit 2006 Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse: Ordentliche Mitglieder

Uwe Jannsen ist Ordinarius für Mathematik an der Universität Regensburg und einer der führenden Vertreter der arithmetischen Geometrie in Deutschland. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Galoistheorie lokaler Körper, Kohomologie-Theorien, Motive und die klassische algebraische Geometrie. Längere Forschungsaufenthalte führten ihn in die USA, nach Kanada, Japan, Frankreich, Spanien, Großbritannien



FACESBYFRANK

Andrzej J. Buras



PRIVAT

Johannes Buchner



PRIVAT

Wolf Dieter Blümel



UNI HEIDELBERG

Hoang Xuan Phu



PRIVAT

Günter Schmid

und in die Niederlande. Er ist langjähriger Mitherausgeber der „Mathematischen Nachrichten“ und der „Mathematischen Zeitschrift“. 2005 initiierte er gemeinsam mit Kollegen eine DFG-Forschergruppe in der Arithmetischen Geometrie an der Universität Regensburg – eine von insgesamt drei bestehenden DFG-Forschergruppen zur reinen Mathematik.

Der Elementarteilchentheoretiker **Andrzej J. Buras** gehört zu den weltweit führenden Vertretern der angewandten Quantenfeldtheorie. Er hat seit 1988 den Lehrstuhl für Theoretische Elementarteilchenphysik an der TU München inne. Besonderen Einfluss auf die Entwicklung des Forschungsfeldes hatten seine Arbeiten über die Effekte der starken Wechselwirkungen auf elementare Prozesse von Quarks und Leptonen, zur Asymmetrie zwischen Materie und Antimaterie sowie zu schwachen und seltenen Mesonzerfällen im Rahmen des sog. Standardmodells bzw. alternativer Modelle. Er ist Leiter der Gruppe „Fundamental Physics“ am Institute for Advanced Study der TU München und Leiter einer Research Area im Exzellenzcluster „Origin and Structure of the Universe“.

Der Biochemiker **Johannes Buchner** arbeitet auf dem Gebiet der Proteinfaltung. Seine Arbeiten haben die entscheidenden Grundlagen für ein Verständnis der Strukturbildung

von Proteinen in der Zelle gelegt. Biotechnologisch lassen sich die Erkenntnisse für die Konstruktion von cell factories nutzen. Neben vielzitierten Arbeiten zu molekularen Chaperonen, die die Strukturbildung anderer Proteine unterstützen, hat er – jeweils mit einem Co-Editor – das fünfbandige „Protein Folding Handbook“ herausgegeben. An der TU München, wo er seit 1998 Ordinarius für Biotechnologie ist, rief er einen neuen Studiengang Biochemie ins Leben. Er ist Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina.

Korrespondierende Mitglieder

Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeiten des Geographen **Wolf Dieter Blümel** liegt in der Trockengebiets- und Polarforschung, in der Geomorphologie und Landschaftsgeschichte, der Paläoklimatologie und -ökologie sowie aktuellen Umweltfragen. Zahlreiche Forschungsreisen führten ihn in semiaride Gebiete und Wüsten (u. a. Südwestafrika, Arabien, Israel, Australien, Mexiko, Peru) und in die beiden Polarregionen. Seit 1987 ist er ordentlicher Professor für Physische Geographie und Direktor des Instituts für Geographie der Universität Stuttgart. Er ist Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und Mitherausgeber der Fachzeitschrift „Die Erde“ sowie einiger wissenschaftlicher Reihen.

Der Mathematiker **Hoang Xuan Phu** ist seit 1996 Full Professor an der Vietnamese Academy of Sciences and Technology (VAST) in Hanoi. Sein wissenschaftlicher Werdegang ist eng mit der Universität Leipzig verbunden, wo er promoviert wurde und sich 1987 auch habilitierte. Seine Forschungsinteressen liegen u. a. in der Optimierung und Kontrolltheorie, der Funktionalanalysis, der numerischen Mathematik sowie in der mathematischen Modellbildung auf den verschiedensten Gebieten der Ingenieur- und Naturwissenschaften. Er engagiert sich zudem beim Aufbau der Mathematik als wissenschaftlicher Disziplin in Vietnam und ganz Südostasien.

Günter Schmid hatte bis zu seiner Emeritierung einen Lehrstuhl für Anorganische Chemie an der Universität Essen inne. Er hat grundlegende Beiträge zur Chemie und Physik von großen Metall-Clustern der Elemente Gold, Platin, Rhodium und Ruthenium geliefert. Besondere Beachtung fand auch das 1994 von ihm herausgegebene Buch „Clusters and Colloids“, das viele Wissenschaftler beim Einstieg in die Nanochemie begleitete. Auf dem Gebiet der mehrschaligen polyedrisch-nanoskaligen Metallatomstrukturen zählt er weltweit zu den führenden Wissenschaftlern. 2003 erhielt er den Wilhelm-Klemm-Preis der Gesellschaft Deutscher Chemiker.

Die Autorin betreut die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



VORSCHAU

April bis Juli 2010

Montag, 19. April 2010

„... komm, mein Bruder, laß uns in der Welt zwecklos hinspielen, so gut wir können!“
Vom Spiel und Spielen in der Literatur

Dr. Johannes John (Kommission für Neuere deutsche Literatur)
Vortragsreihe „Spiel und Spielen aus wissenschaftlicher Sicht“ des Sprecherkollegiums der BAdW.
Plenarsaal
16.00 Uhr

Donnerstag, 22. April 2010 Girls' Day am Leibniz-Rechenzentrum

Kursangebot: „Webseiten erstellen mit HTML“ und „Ein Blick in die Welt des Netzes“.

Leibniz-Rechenzentrum der BAdW
Boltzmannstr. 1, 85748 Garching
9.30–15.30 Uhr

Nur mit Anmeldung unter: www.lrz-muenchen.de/aktuell/ali3673/

Montag, 26. April 2010 Festkolloquium zu Ehren von Hermann Drewes

Eine Veranstaltung des Deutschen Geodätischen Forschungsinstituts mit Vorträgen von Prof. Dr.-Ing. Wolfgang Torge, Prof. Dr. Gerhard Beutler, Prof. Dr. Claudia Brunini und Prof. Dr.-Ing. Reinhard Dietrich.
Plenarsaal
14.15–17.30 Uhr

Donnerstag, 29. April 2010 Nanowissenschaften und Nanotechnologie

Symposium des BAdW Forums Technologie
mit Vorträgen von Prof. Dr. Gerhard Abstreiter (TU München), Prof. Dr. Thomas Schimmel (Uni Karlsruhe), Prof. Dr. Martin Stutzmann (TU München), Prof. Dr. Hermann E. Gaub (LMU München) sowie PD

Dr. Christian Plank (TU München).
Plenarsaal
13.30–19.00 Uhr
Anmeldung erbeten unter anmeldung@badw.de

Donnerstag, 6. Mai 2010 I libri latini nella casa ercolanese dei papiri

Vortrag (in italienischer Sprache) von Prof. Mario Capasso (Università degli Studi di Lecce)
Eine Veranstaltung des Thesaurus linguae Latinae und der Associazione Italiana di Cultura Classica.
Saal der Phil.-hist. Klasse
17.00 Uhr

Anmeldung erforderlich unter **089-23031-1159**

Samstag, 15. Mai 2010 Lange Nacht der Wissenschaft in Garching

Mit Beteiligung des Walther-Meißner-Instituts und des Leibniz-Rechenzentrums der BAdW.
Forschungscampus Garching
18.00–24.00 Uhr

Donnerstag, 20. Mai 2010 Carl Max von Bauernfeind Vortrag von Prof. Dr.-Ing. Klaus Schnädelbach (TU München) und Der Physiker Philipp Johann Gustav von Jolly (1809–1884) – Er legte die Erde auf die Waage

Vortrag von Prof. Dr. Heinrich Soffel (LMU München). Eine Veranstaltung der Bayerischen Kommission für die Internationale Erdmessung (BEK).
Saal der Phil.-hist. Klasse
17.00 Uhr

Mittwoch, 2. Juni 2010 Akademientag 2010: Religion – wozu?

u. a. mit einem Vortrag Prof. Dr. Jens-Uwe Hartmann (LMU Mün-

chen und o. Mitglied der BAdW) über „Buddhismus – Religion ohne Gott“ sowie Informationsständen der Kommission für Theologiegeschichte und der Kommission für die Herausgabe einer 2. Serie der Acta conciliorum oecumenicorum.
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
Gendarmenmarkt, Berlin
13.00–18.00 Uhr

Donnerstag, 24. Juni 2010 Energieversorgung im 21. Jahrhundert – ein Navigieren zwischen Scylla und Charybdis?

Vortrag von Prof. Dr.-Ing. Franz Mayinger (TU München) im Rahmen der Reihe „Forum Akademie“.
Plenarsaal
18.00 Uhr

Montag, 5. Juli 2010 Das Basler Konzil (1431–1449) und die europäischen Mächte. Universaler Anspruch und nationale Wirklichkeiten

Vortrag von Prof. Dr. Heribert Müller (Goethe-Universität Frankfurt am Main), Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2009/2010.
Plenarsaal
18.00 Uhr

Mai bis Juli 2010 Grenzfragen – Natur- und Geis- teswissenschaften im Gespräch

Dreiteilige Gesprächsreihe in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek, diesmal zum Leitthema „Zukunftsfragen“. Die genauen Termine und Themen finden Sie demnächst im Internet.
Plenarsaal
18.00 Uhr



Chancen und Risiken der Nanotechnologie stehen im Fokus des Symposiums am 29. April 2010.

Hinweis

Bitte beachten Sie unsere aktuellen Ankündigungen im Internet unter www.badw.de/aktuell/termine.html. Dort finden Sie auch Informationen zu Tagungsprogrammen, Anmeldefristen u. ä.



ÜBERBLICK

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften



BADWICH, SCHWARZ

werden, wer auf Vorschlag von Akademiemitgliedern ohne äußeres Zutun ausschließlich nach seinem wissenschaftlichen Ansehen gewählt wird. Die ordentlichen Mitglieder haben ihren Wohnsitz oder Dienort im Freistaat Bayern. Sie allein sind stimmberechtigt und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der Akademie verpflichtet. Nach den Mitgliederwahlen vom 19. Februar 2010 hat die Akademie derzeit 172 ordentliche Mitglieder, 156 korrespondierende (d. h. nicht in Bayern ansässige) sowie ein Ehrenmitglied.

Außeruniversitäre Forschungseinrichtung

Die rund 330 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie betreiben in 43 Kommissionen Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet ist, ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines der größten Supercomputing-Zentren Deutschlands, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung. Beide Einrichtungen haben ihren Sitz in Garching bei München.

Das Akademietreppenhaus im „Fischauge“; Aufnahme mit Spezialobjektiv, 2008.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Gelehrtenengesellschaft und Forschungseinrichtung von internationalem Rang. Im vergangenen Jahr feierte sie ihr 250-jähriges Bestehen. Informationen dazu finden Sie unter www.badw.de/aktuell/themenjahre/sv_250jahrjubilaeum/.

Gelehrte Gesellschaft

Die Mitglieder bilden die Gelehrte Gesellschaft der Akademie. Satzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen zu „einer wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ ihres Faches beigetragen haben. Die Akademie besitzt das Selbstergänzungsrecht, d. h. Mitglied kann nur

Sie interessieren sich für die öffentlichen Veranstaltungen des Hauses oder die Zeitschrift „Akademie Aktuell“? Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf. Kontakt: Tel. 089-23031-1141, E-Mail presse@badw.de.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

PROF. DR. JUR. DIETMAR WILLOWEIT
PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

CHEFREDAKTION

DR. ELLEN LATZIN
PRESSEREFERENTIN DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ART DIRECTION

TAUSENDBLAUWERK,
MICHAEL BERWANGER
INFO@TAUSENDBLAUWERK.DE

REDAKTIONSANSCHRIFT

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
PRESSESTELLE
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN
TEL. 089-23031-1141
FAX 089-23031-1285
PRESSE@BADW.DE

AUTOREN DIESER
AUSGABE

PROF. DR. HARTMUT BOBZIN
PROF. DR. MICHAEL BRENNER
URSULA BUBE
PROF. DR. FRIEDRICH WILHELM GRAF
PROF. DR. JENS-UWE HARTMANN
DR. DES. THOMAS HORST
KLAUS KEMPF
GISELA VON KLAUDY
PROF. DR. ULRICH KONRAD
DR. ELLEN LATZIN
DR. STEFAN PAUTLER
SIMON PICKL M. A.
EVA REGENSCHEIDT-SPIES
PROF. DR.-ING. GOTTFRIED SACHS
DR. TOBIAS SCHÖNAUER
DR. ROBERT VOLK
DR. MARKUS WESCHE
PROF. DR. DIETMAR WILLOWEIT
PROF. DR. EIKE WOLGAST

VERLAG

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN

ISSN: 1436-753X

ANZEIGEN

PREISE AUF ANFRAGE IM
PRESSEREFERAT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

GESAMTHERSTELLUNG

LANDESAMT FÜR VERMESSUNG UND
GEOINFORMATION
ALEXANDRASTRASSE 4
80538 MÜNCHEN

REDAKTIONSSCHLUSS
DIESER AUSGABE

19. FEBRUAR 2010

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Alle Texte dieser Ausgabe dürfen ohne Genehmigung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bei Nennung des Autors und der Quelle reproduziert werden. Um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den jeweiligen Inhabern der Bildrechte abzuklären. Sie finden das Magazin auch als PDF (Portable Document Format) im Internet unter <http://www.badw.de>.